



Wilhelm III.

König von Württemberg

Das Begleitheft zum
langen Diskursjahr 2021/22
Ausgabe 3

Inhaltsverzeichnis

- 1** Vorwort von Dr. Torben Giese und Dr. Edith Neumann
- 2** Adel verpflichtet – Das königliche Zeremoniell am Hof von König Wilhelm II. und Königin Charlotte
Ein Gespräch mit Dr. Eberhard Fritz
- 16** Was Sie schon immer über die Stuttgarter Avantgarde, die Kunstakademie und König Wilhelm II. wissen wollten
Ein Gespräch mit Professor Dr. Nils Büttner
- 26** König Wilhelm II. und der Deutsche Flottenverein
Ein Gespräch mit Bernd Ellerbrock
- 34** König Wilhelm II. und der Kolonialismus
Podiumsdiskussion mit Dr. Heiko Wegmann, Markus Himmelsbach und Linda Addae
- 50** König Wilhelm II. als Erbauer einer modernen Residenzstadt
Ein Gespräch mit Professor Dr. Klaus Jan Philipp
- 62** König Wilhelm II. zwischen Abschied und Erinnerung
Ein Gespräch mit Professorin Dr. Ursula Rombeck-Jaschinski
- 74** YouTube-Kanal des StadtPalais – Museum für Stuttgart
Playlist aller Videobeiträge zum Diskurs und zur Ausstellung über »Wilhelm II. – König von Württemberg« 2021–2022

Vorwort

Im Frühjahr 2024 werden die Bauarbeiten rund um die Treppenanlage vor dem Wilhelmspalais abgeschlossen sein und die Frage des Standorts der Bronzefigur von König Wilhelm II. von Württemberg mit seinen Hunden von Bildhauer Herrmann-Christian Zimmerle stellt sich aufs Neue. Doch ist die Frage jetzt eine andere geworden, denn das StadtPalais – Museum für Stuttgart hat sich zwischenzeitlich in einem intensiven, vielschichtigen und multiperspektivischen Diskurs mit der historischen Person des letzten Königs und seinem Bronzestandbild auseinandergesetzt.

Die Figurengruppe selbst hat auf Betreiben des Museumsteams hin mittlerweile eine kleine Reise durch die Stuttgarter Innenstadt hinter sich gebracht, um Alternativen für einen möglichen Standort aufzuzeigen. Sowohl am Eckensee vor der Staatsoper, als auch zwischen Wilhelmspalais und Hauptstaatsarchiv – einem Vorschlag des ehemaligen Vorsitzenden der Arbeitsgemeinschaft Stadtgeschichte Dr. Wolfgang Müller folgend – wusste die Bronzeplastik des Königs zu überzeugen. Seit Baubeginn der Treppenanlage steht sie erhöht an der Urbanstraße vor dem Wilhelmspalais und wurde seitdem zum derart beliebten Fotomotiv, dass sich an den beiden Spitzhunden erste Abnutzungserscheinungen zeigen.

Auch die Diskussionen rund um die Skulptur »S 21 – Das Denkmal. Die Chronik einer grotesken Entgleisung« (2020) von Peter Lenk gingen nicht spurlos am Diskurs über die Position der Figur von Herrmann-Christian Zimmerle vorbei. In diesen ist deutlich geworden, dass keine dauerhaften Installationen zwischen den beiden Kutschen-Auffahrten des Wilhelmspalais das museale Programm stören sollten. Von dem her findet auch die Arbeit »Datenbank« von Erik Sturm einen neuen Platz neben dem Wilhelmspalais in nächster Nähe zum Charlottenplatz, und auch eine Rückkehr der Bronzegruppe an den Platz vor dem Umbau des Wilhelmspalais zum Museum ist nicht mehr möglich.

Ohnehin hat die Ausstellung »Wilhelm II. – König von Württemberg«, welche vom 2. Oktober 2021 bis 27. März 2022 im StadtPalais – Museum für Stuttgart zu sehen war, den Blick auf den letzten König verändert. Es wurde deutlich, dass eine allzu große bürgerliche Vereinnahmung Wilhelm II. und seine Verklärung zum Bürgerkönig angesichts der privilegierten und adeligen Lebensweise des Königs über das Ziel hinausschießt. Wilhelm II. war nicht der erste aller Bürger und verstand sich auch nicht als solcher, auch wenn er in jedem Fall, gekonnt und reflektiert, seine Rolle als König modernisiert hat.

Die konservativ-adelige Grundhaltung des Königs, die ja zugleich mit wiederholt recht liberalen Entscheidungen seinerseits einhergeht, wurde in den Gesprächsrunden mit einer ganzen Reihe von Expert*Innen deutlich, die in diesem Band dokumentiert werden. Neben der Bedeutung Wilhelm II. für die Stadtentwicklung Stuttgarts und seiner Persönlichkeit, ging es in den Diskursen auch um seine Rolle im Kolonialismus und der deutschen Aufrüstungspolitik im Kaiserreich.

Nun gilt es, alle diese Perspektiven zu berücksichtigen, zu diskutieren und abzuwägen, um die Figur des württembergischen Königs an einem Standort rund um das Wilhelmspalais zu positionieren. Dabei stellen sich inhaltliche wie ästhetische Fragen jeweils unterschiedlich an den möglichen Standorten. Es bleibt spannend.

Dr. Torben Giese
Dr. Edith Neumann

»Adel verpflichtet – Das königliche Zeremoniell am Hof von König Wilhelm II. und Königin Charlotte«

Ein Gespräch mit Dr. Eberhard Fritz

 Aufzeichnung des Gesprächs vom 6.10.2021. Link: <https://youtu.be/b7ZIF-azchs>

Edith Neumann:

Liebe Zuschauerinnen, liebe Zuschauer, herzlich willkommen im StadtPalais, heute zu einer weiteren Folge unserer Gesprächsreihe, die wir angefangen haben zum Thema unserer Ausstellung, nämlich zu König Wilhelm II., dem letzten württembergischen Monarchen. Unser Thema heute heißt »Adel verpflichtet – Das königliche Zeremoniell am Hof von König Wilhelm II. und Königin Charlotte«. Diese Gesprächsreihe läuft schon seit einigen Monaten, und sie geht jetzt auch weiter, so lange die Ausstellung bei uns im Hause zu König Wilhelm II. läuft. Mein Gast heute Abend ist Dr. Eberhard Fritz. Er ist der Experte genau für dieses Thema. Ich begrüße Sie ganz herzlich, Herr Dr. Fritz.

Eberhard Fritz:

Guten Abend.

Edith Neumann:

Ich darf mich auch vorstellen. Mein Name ist Edith Neumann. Ich bin die Kuratorin der Ausstellung zu König Wilhelm II. und stellvertretende Direktorin des StadtPalais – Museum für Stuttgart. Ich begleite Sie heute durch den Abend und habe eine ganze Reihe von Fragen an Herrn Dr. Fritz. Aber bevor ich beginne, würde ich Ihnen Dr. Eberhard Fritz gerne ausführlich vorstellen. Dr. Fritz ist in Metzingen geboren. Er ist seit 1987 Archivar des Hauses Württemberg in Althausen, ein ganz wichtiges privates und großes Adelsarchiv. Er ist Historiker und profunder Kenner des Adels. Er hat 2001 an der Universität Paderborn mit einer Dissertation zum Thema »Radikaler Pietismus in Württemberg: Religiöse Ideale im Konflikt mit gesellschaftlichen Realitäten« promoviert. Dafür hat er den Philipp-Matthäus-Hahn Preis der Stadt Kornwestheim erhalten. Dr. Fritz hat sehr viel veröffentlicht: zur Geschichte

des Pietismus, zum Haus Württemberg natürlich und zu agrarwissenschaftlichen Themen. Einige wenige Titel von dieser langen Publikationsliste würde ich Ihnen jetzt vorstellen. Er schrieb zum Beispiel »Württemberg zur Königszeit – die Fotografien des Herzogs Philipp von Württemberg«, dann »Die Verbesserung des Weinbaus in Württemberg unter König Wilhelm I.« Dann mein Lieblingsbuch, das ist »Diener und Beamte am Württembergischen Hof 1806 bis 1918: Ein biografisches Verzeichnis sämtlicher Hofbediensteten«. Für uns und die Ausstellung war dies eine unerschöpfliche Quelle. Dann »König Wilhelm und Königin Katharina von Württemberg«. Auch darüber hat er gearbeitet. Es folgen »Die Hofdomänenkammer im Königreich Württemberg zur Vermögensverwaltung



des Hauses Württemberg«. »Schloss Ludwigsburg« als Sommersitz von Friedrich, König von Württemberg. »Landwirtschaft oder Industrie? Die Könige von Württemberg als Unternehmer«. Dann zu Kronprinzessin Olga: »Leben am württembergischen Hof und Regierungsantritt«. Ich höre gleich auf, noch zwei: »Die Länder im deutschen Südwesten und das Königreich in der Südsee – Baden, Bayern, Württemberg, Hessen und Hawaii im Staatsbildungsprozess des 19. Jahrhunderts«. »Die Sommerresidenz Schloss Friedrichshafen«, auch darüber hat er geschrieben. Und zuletzt, ganz spannend, auch noch zu Ludwigsburg: »Die Briefe von Charlotte Mathilde von Württemberg, der ersten Königin an ihren Vater, König George III. von England« – sie war ja eine englische Prinzessin. Wenn man noch mehr wissen möchte über Dr. Fritz, er hat eine eigene Homepage, da können Sie sich jederzeit informieren.

Herr Dr. Fritz, König Wilhelm II., der letzte württembergische König regierte von 1891 bis 1918, dem Ende der Monarchie. Er gilt als moderner Monarch, der für sich einen guten und auch zeitgemäßen Weg fand, mit den beiden Abgeordnetenkammern und den Ministern des Landes zu regieren. Wie müssen wir uns so einen Arbeitsalltag von König Wilhelm II. vorstellen?

Eberhard Fritz:

Der normale Arbeitsalltag war Aktenarbeit. Die Könige von Württemberg waren eigentlich alle Arbeitstiere. Es war so: Der König regiert an einem normalen Tag. Morgens wird das Frühstück individuell beim Hof eingenommen. Das ist also relativ informell. Natürlich werden die höheren Chargen, der König und die hohen Beamten, bedient. Aber die anderen, die können das Frühstück einnehmen wie sie wollen, also alleine oder in Gesellschaft. Das ist noch nicht Teil des Zeremoniells. Dann fängt der König an zu arbeiten. Es kommen die Minister und tragen dem König Schreiben vor. Das ist alles vorformuliert, vorbereitet und dann unterschreibt der König. Deshalb haben wir wirklich Tausende von Unterschriften von allen Königen, weil die natürlich alles unterschreiben müssen. Wenn jemand ein Postamt übernimmt, dann unterschreibt der König das Dekret. Natürlich wird nicht alles vorgelesen. Das ist ja wie heute beim Ministerpräsidenten. Da sagt man einfach, Jakob Müller übernimmt jetzt das Postamt Donnstetten und dann unterschreibt der König. Es ist ja klar, da ist vieles einfach Alltagsroutine. Aber es ist keine Frage, dass die Könige wirklich auch sehr viel gearbeitet haben. Die Vorstellung, er sitzt den ganzen Tag nur rum und wartet bis die Abendtafel beginnt, die ist natürlich falsch. Dann muss der König in wichtigen Fragen auch Dinge entscheiden, weil ihm eine hohe Entscheidungsbefugnis zukommt. Da berät er sich mit den Ministern oder mit den Leuten, die zu ihm kommen, und er muss dann auch diskutieren. Es ist ausdrücklich im Staatsrecht vorgesehen, dass der König bestimmte Dinge aus eigenem Willen entscheidet und dabei auch nicht an irgendetwas gebunden ist. Er darf zum Beispiel seine Hofbeamten selbst ernennen. Das ist eine rein persönliche Beziehung, wenn er bestimmte Positionen besetzen darf. Im Gesetz ist vorgesehen, dass er einen Mann auswählen darf, der ihm genehm ist für bestimmte Positionen, obwohl Württemberg ein Rechtsstaat war. Das ist keine Willkür, sondern man sagte einfach, wenn ein König bestimmte persönliche Mitarbeiter hat, dann muss er ein spezielles Vertrauen haben. Dann darf er wirklich sagen: »Ich möchte jetzt nicht den Herrn Meier, ich möchte den Herrn Müller haben!« Andere Positionen darf er aber nicht besetzen. Da wählen dann andere Gremien aus.





Edith Neumann:

Ich glaube, man muss auch für unsere Zuschauerinnen und Zuschauer sagen: König Wilhelm II. hatte keinen Sitz im Parlament. Es gibt Abgeordnete aus beiden Kammern, aber er nimmt nicht an Debatten im Abgeordnetenhaus teil. Also wenn er regiert, regiert er in Anführungszeichen »zu Hause«.

Eberhard Fritz:

Genau, wir hatten eine konstitutionelle Monarchie, das heißt, der König hat eine repräsentative Funktion. Sein Einfluss auf die Politik ist eigentlich ein indirekter. Er hat bestimmte Befugnisse, aber vieles wird ihm durch das Parlament abgenommen, vieles wird ihm auch durch Ministerien abgenommen, vieles auch vorbereitet. Da wäre er ja auch völlig überfordert gewesen. Vieles ist auch Alltagsgeschäft. Stellenbesetzungen sind Alltagsgeschäft. Auch bestimmte Verwaltungsabläufe sind Alltagsgeschäft. Das läuft nach bestimmten Ritualen ab, wie das heute auch noch so ist bei einem Ministerpräsidenten oder einer Bundeskanzlerin.

Edith Neumann:

Es ist tatsächlich so, dass er an Debatten nicht teilnimmt. Aber es entstehen ja wahnsinnig viele neue Gesetze während seiner Regierungszeit, auch moderne Gesetze. Er nimmt schon daran Anteil, dass ein neues Gesetz entsteht; in Etappen und am Ende muss er unterschreiben.

Eberhard Fritz:

Den indirekten Einfluss können wir, glaube ich, schwer abschätzen, weil wir ja nicht wissen, was er mit den Ministern gesprochen hat. Er saß ja zum Teil stundenlang mit ihnen zusammen. Es ist auch so, dass, wie auch heute, in

Zeiten des Umbruchs und in Zeiten, in denen viele Entscheidungen anstehen, er auch viele politische Gespräche führte. Aber er nimmt nicht direkt an den Debatten teil. Das wäre eines Königs auch nicht würdig. Der König steht ja in dem Sinne über dem Parlament als Staatsoberhaupt.

Edith Neumann:

Aber er nimmt auch an Debatten nicht teil, weil er auf diese Weise auch keinen Einfluss nehmen könnte. Das heißt, die Parlamentarier, die Mitglieder des Abgeordnetenhauses dürfen unter sich diskutieren. Da hört keiner zu. Auch der König hört da nicht zu.

Eberhard Fritz:

Aber er wird natürlich auf dem Laufenden gehalten, und er nimmt schon erheblichen politischen Einfluss, aber eben in erster Linie indirekt.

Edith Neumann:

Er bekommt große Unterschriftenmappen, die wir uns ganz dick vorstellen können, die überall zu ihm hingebacht werden. Er regiert ja vor allem hier im Wilhelmspalais, da wohnt er ja auch. Und er hat seine Sommerresidenz in Friedrichshafen. Wenn er dort ist, arbeitet er dort.

Eberhard Fritz:

Da werden die Aktenpakete dann verschickt. Oder er war ja auch die Wintermonate über in Cap Martin bei Nizza. Da reisen die Aktenpakete hin und her. Dann hat er auch Beamte, die ihm das vortragen, und bestimmte Dinge, die werden formal abgezeichnet und bestimmte Dinge werden auch diskutiert. Da fragt er nach. Er kann natürlich jederzeit nachfragen, aber es gibt eben so Verwaltungsakte, die erledigt man sozusagen mit einem Federstrich. Und es gibt Dinge, da lässt er sich informieren. Er bekam zum Beispiel eine Menge Bittgesuche. Ich habe hunderte von Bittgesuchen aus früheren Zeiten, die von König Wilhelm II. haben wir nicht im Archiv in Altshausen, aber die von König Karl. Da muss er entscheiden: gebe ich jetzt der armen Bauersfrau ein paar Mark oder nicht? Dafür hat er auch eine private Dispositionskasse. Da kann er wirklich sagen, ich gebe jetzt dem Verschönerungsverein Schömberg 50 Mark für die Errichtung eines Denkmals oder

die Pflege einer Burgruine. Da gibt es Ermessensspielräume.

Edith Neumann:

Er hat dadurch auch Spielräume für die Schirmherrschaften, die er übernimmt, und für Mitgliedschaften. Er ist ja Mitglied in sehr vielen Vereinigungen und unterhält viele Schirmherrschaften.

Eberhard Fritz:

Genau, er kann Schwerpunkte setzen. Es gibt natürlich qua Amtes bestimmte Dinge, zu denen ein König einfach verpflichtet ist. Es gibt sozusagen automatische Mitgliedschaften. Aber natürlich kann er auch Dinge entscheiden. Aber die Freiheit ist nicht unbeschränkt, das Amt bringt ja bestimmte Verpflichtungen mit sich. Aber es gibt einen gewissen Entscheidungsspielraum. Berühmt geworden ist zum Beispiel seine Entscheidung zur Genehmigung des Internationalen Sozialistenkongresses. Er war so tolerant, dass er entschieden hat, die Sozialisten dürfen ihren Kongress 1907 in Stuttgart abhalten, obwohl sie ja eigentlich gegen das politische System waren. Da war König Wilhelm II. wirklich sehr, sehr liberal. Er hatte auch Einfluss auf das Theaterprogramm, da durfte er auch Einfluss nehmen. Er war ja ein Theaterfan, da konnte er natürlich in einem gewissen Maß das Repertoire ein Stück weit beeinflussen.

Edith Neumann:

Man muss dazu bedenken, dass in vielen Bereichen, bereits unter König Karl wie auch bei Wilhelm II., bestimmte Aufgaben dem deutschen Kaiser zufielen und die Landeshoheit sehr eingeschränkt war. Aber der Kulturbereich lag in seinem Entscheidungsbereich, war beim Königreich Württemberg geblieben.

Eberhard Fritz:

König Wilhelm II. war der erste Monarch, der nicht mehr souverän war, wie noch König Karl beim Regierungsantritt, weil durch die Reichsgründung wichtige Bereiche nach Berlin ausgelagert wurden, also die Außenpolitik und die Militärpolitik, die hat ja der Kaiser bestimmt. Da hat Württemberg die Kompetenz verloren, aber es blieben bestimmte Bereiche bei den einzelnen Bundesfürsten, so nannte man die Könige, Großherzöge und die anderen Landes-

herren damals, und da hatte Wilhelm natürlich Einfluss. Er war auch Oberhaupt der evangelischen Landeskirche. Es gab also keinen Landesbischof wie heute.

Edith Neumann:

Darauf wollte ich gerade zurückkommen. Da sind wir schon bei meiner zweiten Frage. Der Alltag des Königs verlief zwischen Pflicht und Kür. Von seinen Pflichten als Regent haben wir jetzt schon gehört. Er war aber auch das Oberhaupt der Landeskirche und der oberste Militärbeauftragte des württembergischen Heeres, das wiederum in das preußische Heer integriert war. Wie ging der König mit dieser Rolle um? Wir wissen ja, dass er nicht gerade ein Freund von Kriegshandlungen war. Gerne auch noch mehr zur Landesgeschichte und zur Kirchengeschichte.



Eberhard Fritz:

Alle protestantischen Fürsten seit der Reformation waren Oberhaupt der evangelischen Landeskirche. Es gab keinen eigenen Landesbischof. Das hat Martin Luther ihnen zugewiesen. Wir wissen von König Wilhelm II., dass er ein sehr kirchlicher Mensch war. Es ging wirklich über die offizielle Funktion hinaus. Er war sehr im Protestantismus verwurzelt, und er mochte auch sehr gerne Kirchenlieder. Er ging sicher nicht jeden Sonntag, aber sicher aus innerer Überzeugung zum Gottesdienst. Das Verhältnis zum Militär ist bei ihm ambivalent. Er hat eine militärische Ausbildung genossen. Er hat, wie ich gelesen habe, auch nicht Schwäbisch gesprochen, sondern diesen Potsdamer Garnisonston. Also das Militär hat ihn schon geprägt, aber er war kein Säbelrassler. Aber er nahm diese Heeresverpflichtungen schon ernst. Natürlich konnte er im fortgeschrittenen Alter nur noch repräsentieren.

Aber das Militärische spielte bei ihm schon eine Rolle. Also man darf nicht so tun, als wäre er nur ein Bürger gewesen. Er musste ja auch oft in Uniform auftreten, und Kirche und Militär waren auch die Stützen der königlichen Herrschaft. Man darf nicht so tun, als wäre er ein Pazifist gewesen oder als hätte ihm das alles nichts bedeutet. Aber das Militär hat auch eine Seite, wo er gesagt hat, das ist ein bisschen zu viel. Dieses großspurige Auftreten von Kaiser Wilhelm II. hat ihm nicht gefallen. Gleichwohl wurde das Königreich Württemberg in den Ersten Weltkrieg hineingezogen. Also dieser Krieg ging eigentlich aus unerklärlichen Ursachen los. Man weiß es wirklich nicht genau. Auch die Forschung ist sich da nicht einig. Wie kam es zu diesem Krieg? Auch das württembergische Heer war beteiligt. Die Württemberger waren aber traditionell gegen das Militär und dazu nicht sehr positiv eingestellt. Das hat historische Gründe. Man hat dann einen Mythos entwickelt, dass man gesagt hat, die Württemberger sind besonders tapfer, und das hat man über den Krieg hinweg aufrechterhalten: »Die tapferen Württemberger«. Aber wir wissen ja, dass der Krieg eine Katastrophe war. Es gab wohl eine Begegnung, bei der eine Bauersfrau auf den König zustürmte und ihm sehr heftige Vorwürfe machte. Da war er sehr getroffen, weil ihre Söhne im Krieg waren, und man merkte, dass das nicht mehr der ritterliche Kampf ist, wo man ein bisschen aufeinander losgeht, sondern eben mit den ganzen negativen Begleiterscheinungen eines solchen modernen Maschinenkrieges. Das muss furchtbar gewesen sein.

Edith Neumann:

Aber seine Rolle ist dann auch eine schwierige für ihn. Erstens muss er sozusagen »seine Württemberger« in den Krieg schicken, was er nicht gern tut. Andererseits ist das württembergische Heer aber auch in dem preußischen so integriert, dass er natürlich, glaube ich, nicht ungehorsam gegenüber dem Kaiser werden kann. Es liegt sicher nicht in seiner Natur, dass er sich gegen den Kaiser stellt und sagt: »Nein, das möchte ich nicht!«, sondern, das kann er gar nicht.

Eberhard Fritz:

Ich glaube, dafür war die politische Bedeutung des Königreichs Württemberg einfach zu gering. Es war einfach nicht groß genug.

Ich weiß, da wäre ich jetzt sicher überfragt, da genauere Aussagen darüber zu treffen wie nun genau die Stimmung war und mit welcher Überzeugung die Soldaten ins Feld geschickt wurden. Man fühlte sich ja schon bedroht von den Mächten. Wir müssen uns sehr davor hüten das alles zu pazifistisch anzusehen. Nicht, dass das alles gegen den Willen des Königs geschah, weil man ja auch gedacht hat: »Die Franzosen greifen uns an, die Engländer greifen uns an«, das war ein feindliches Verhältnis. Da darf man nichts beschönigen, sonst hätte man den Krieg nicht angefangen. Aber wir wissen, dass König Wilhelm durch das persönliche Leid sehr getroffen war, dass er sehr großen Anteil nahm am Schicksal der Soldaten, auch durch häufige Frontbesuche. Von daher ist es eine ambivalente Haltung, die er zum Ersten Weltkrieg hatte.



Edith Neumann:

Ich meine, er selbst hatte in seiner Jugendzeit eine Kriegserfahrung, die nicht sehr schön war, sozusagen als junger Soldat. Danach bleibt er aber beim Militär und geht nach Preußen. Bleibt ganz klassisch in seiner Thronfolger-Ausbildung und -Notwendigkeit. Aber natürlich ist, wie Sie zu Recht sagen, der Begriff Pazifist falsch. Aber ich glaube, er hätte sich nicht unbedingt Krieg gewünscht. Dazu muss man aber auch sagen, man will ja mit dieser Seemacht England in Konkurrenz treten. Und da ist er natürlich auch mit dabei und sorgt dafür, dass sich die Flottenvereine erfolgreich tragen. Das wird dann auch alles wichtig. Alles, was geschieht in der Zeit davor führt sozusagen dazu hin, dass, glaube ich, der Erste Weltkrieg in der Folge ausbricht. Aber was König Wilhelm II. dann wirklich tut: er macht viele Truppenbesuche. Er besucht seine Truppen vor Ort sehr oft.



Eberhard Fritz:

Ja, und es heißt auch, als die Truppen 1914 ausmarschiert sind, dass er Tränen in den Augen hatte. Es war ihm, nach dem was wir wissen, sehr klar, dass es ein furchtbarer Krieg werden würde. Die Situation war im Juli 1914 extrem explosiv. Sie war zum Zerreißen angespannt, und das bestätigen auch die Historiker. Es hat ein Streichholz genügt, um diesen Weltbrand in Gang zu setzen. Man hat keinen Schuldigen, sondern es war ein Pulverfass und irgendein Streichholz hat genügt, dass die ganze Welt hochging. Die ging im wahren Sinne des Wortes hoch.

Edith Neumann:

Das ist so passiert. Jetzt versuchen wir mal vom Oberbefehlshaber, vom Landesfürsten der Kirche und dem König des Landes auf seine Person zurückzukommen, auf das Königreich per se, das württembergische Königreich. König Wilhelm II. war von Geburt an eine Person des württembergischen Hochadels. Sein Großvater mütterlicherseits war König Wilhelm I., sein Großvater väterlicherseits war Prinz Paul, der Bruder von Wilhelm I. Seit der Gründung des Königreiches Württemberg 1806 gab es natürlich ein definiertes Zeremoniell, das die täglichen Abläufe der königlichen Familie und ihrer Entourage regelte. Das galt auch bei allen Reisen des Königspaares und natürlich auch bei allen höfischen Festivitäten wie Hofbällen, Hochzeiten und Jubiläen. Es galt auch noch während der Regierungszeit des letzten Königs. Wie müssen wir uns dieses Zeremoniell vorstellen?

Eberhard Fritz:

Es ist so, dass jeder Hof ein zeremonielles Leben voraussetzt. Wenn wir heute König Wilhelm II. als »Bürgerkönig« vorgestellt

bekommen, dann heißt das nicht, dass er bürgerlich gelebt hat, sondern, der Hof ist ein abgeschlossener Raum, in dem die Macht des Landesherrn, des Königs oder Großherzogs inszeniert wird; das gilt für alle Höfe. Dafür gibt es ein Zeremoniell, das hat sich im Laufe der Zeit entwickelt. Das hat sicher im 18. Jahrhundert einen Höhepunkt erreicht. Wenn wir in die Geschichte zu Herzog Carl Eugen zurückgehen, da war das sehr, sehr ausgeprägt. Dann hat es noch einmal im frühen 19. Jahrhundert einen Höhepunkt erreicht unter König Friedrich, dem ersten württembergischen König. Er hat neoabsolutistisch regiert. Dieses Hofzeremoniell wurde dann reduziert, schon unter König Wilhelm I., weil da die Zeit des Absolutismus, dieses großen Pomps vorbei war. Wilhelm I. hatte das Hofzeremoniell einfacher gemacht, und wenn wir ein Jahrhundert weiter gehen, dann ist es so, dass um 1900 auch die Industrialisierung vorangeschritten war. Es kamen neue bürgerliche Schichten auf, und da musste man das Hofzeremoniell erneut anpassen. Das ging natürlich nicht mehr, dass man ein Zeremoniell hatte wie 1806 als Kurfürst Friedrich König wurde. Aber es ist trotzdem beim Zeremoniell geblieben. Ich habe das Zeremonienbuch des württembergischen Hofes mitgebracht, es ist von 1913, also kurz vor dem Ersten Weltkrieg entstanden. Darin hat man noch einmal alle Zeremonien zusammengefasst. Es ist nicht besonders dick, aber man hat alles zusammengefasst, damit man wusste, wie man sich bei Hof benimmt. Man konnte nicht einfach an den Hof kommen, sondern man musste hoffähig sein. Als König Wilhelm II. 1891 die Regierung antrat, konnte man eigentlich nur bei Hof Zutritt erlangen, wenn man eine Rangstufe hatte. Die Rangstufe drückte sich darin aus, dass man aufgrund von Beruf, der Position oder der Funktion in bestimmte Ränge eingeteilt war. Diese Ränge wurden in unterschiedlicher Abstufung bei Hof zugelassen. Wer keinen Rang hatte, konnte nicht bei Hof zugelassen werden, und die obersten Ränge drückten sich darin aus, dass man vor den Familiennamen ein »von« setzen durfte. Hätte ich jetzt zum Beispiel 1891 das Archiv geleitet, dann hätte ich mich Eberhard von Fritz nennen dürfen. Jeder hätte natürlich gehört, dass ich aus einer Bauern- und Weingärtnerfamilie komme, »von Fritz«, das hört sich verdächtig wenig nach Adel an. Aber das stand einem

ab einer bestimmten Position in den obersten Positionen zu. Die württembergischen Beamten haben dieses »von« im Privatverkehr auch nie benutzt, aber im Schriftverkehr natürlich schon. Da steht dann wirklich »Hofkammerpräsident von Wiedersheim« oder ähnliches. Dadurch bekam man Zutritt zum Hof. Es gab dann bestimmte Anlässe, da standen der König und die Königin bereit, und man wurde ihnen vorgestellt. Damit war man bei Hof eingeführt. Das wurde 1913 abgeschafft, aber schon vorher hat König Wilhelm II. sozusagen eine zweite Ebene eingezogen. Er hat diese berühmten Herren-Abende hier im Wilhelmspalais veranstaltet, das hier war sein privater Wohnsitz. Er hat das Neue Schloss in Stuttgart nur als Schauplatz repräsentativer Anlässe genutzt, aber hat hier gewohnt. Zu diesen Herren-Abenden hat er Industrielle und Leute aus dem Kulturleben eingeladen, die keinen Hofrang hatten und hat mit ihnen über verschiedene Themen diskutiert. Er wollte also bewusst einen Punkt setzen, wo auch Menschen zu ihm Zutritt hatten, die eben keinen Rang hatten, und die in einem anderen Rahmen, also bei höfischen Veranstaltungen wie bei Hoffesten, Hofbällen oder bei sonstigen Anlässen keinen Zutritt hatten. Wenn ein Hoffest stattfand, dann war das streng geregelt. Wenn wir zum Beispiel einen Hofball nehmen, dann musste man schauen, dass genügend Paare eingeladen werden. Man hat junge Offiziere eingeladen und junge Damen. Dann gab es Musik und dann wurden sozusagen, wie das heute auch noch beim Wiener Opernball der Fall ist, diese jungen Menschen in die Gesellschaft eingeführt. Die Hofbälle haben ein wenig darunter gelitten, dass der König keine Enkel hatte, die am Hof waren. Er hatte keinen Sohn. Der einzige Sohn ist sehr jung gestorben, und das hat natürlich auch eine gewisse Statik verursacht. Wenn junge Leute am Hof sind hat man dieses ganze Repertoire: Wen heiratet jetzt der Prinz? Und wen heiratet unsere Prinzessin? Aber nachdem Prinzessin Pauline 1898 geheiratet hatte, ist sie nach Neuwied gezogen; es gab schon noch einige Prinzen am Hof, aber es gab keine direkten Nachkommen des Königs.



Edith Neumann:

Es gab einen Unterschied zu den früheren Königen, ich meine Friedrich. Friedrichs Zeit war ein bisschen kurz, er starb, vielleicht ein bisschen zu früh. Wilhelm I. hatte natürlich viele Nachkommen, da war schon eine Hofgesellschaft vorhanden. Er konnte noch prächtig feiern. Bei Karl waren Feste wieder seltener.

Eberhard Fritz:

Ja, bei König Karl war es aber so, dass Königin Olga als sehr schön galt. Da waren die Leute beeindruckt. Wir haben Zeugnisse darüber, dass sie wusste, wie man sich in den Mittelpunkt stellt. Sie hatte prächtigen Schmuck, sie sah in ihrem Ballkleid mit ihrem Schmuck, den sie aus Russland mitgebracht hatte, einfach bezaubernd aus. Es gibt verschiedene Zeugnisse, die das belegen, zumindest als sie noch nicht so alt war. Sie war der strahlende Mittelpunkt des Hofes. Diese Rolle konnte Königin Charlotte aus verschiedenen Gründen nicht in dem Maße erfüllen. Aber ich sehe natürlich auch das Problem, dass einfach wenige junge Leute am Hof waren, die auch Leben in die Bälle brachten. Es gibt ja die Äußerung von König Wilhelm II., wo er sagte: »Ich stelle mir die Hölle wie einen ewigen Hofball vor«. Ich glaube, dass es für ihn einfach ein Stück weit mühsam wurde, weil diese leichte Ebene fehlte. Mit Anfang 60 kann man nicht mehr so unbeschwert sein, wie man es vielleicht mit 25 ist.

Edith Neumann:

Wobei sich die Aussage zu den schrecklichen Hofbällen vor allem auf Berlin bezog, wo er ja wirklich große Hofbälle in seiner Militärzeit erlebt hat. Die kannte er von Berlin her noch, und die haben ihm damals schon nicht so gefallen.



Eberhard Fritz:

Ich glaube, dass er als junger Mann gar nicht so ungern getanzt hat und auch das Leben genossen hat. Ich habe ja mit Ihnen vorher die Ausstellung angeschaut und da steht ja: »Mein Studentenleben war leichtsinnig«. Also, er war durchaus lebenslustig als junger Mann. Man darf ihn sich nicht immer so gravitatisch vorstellen wie im Alter. Aber als er älter wurde und eben diese jugendliche Ebene ein bisschen fehlte, dass da richtig Leben in den Bällen war, da wurde es auch ein bisschen mühsam. Es kann sein, dass ich damit nicht richtig liege, aber so erkläre ich mir das.

Edith Neumann:

Es gab zum Beispiel auch die ganzen Hochzeiten und Empfänge, zur Hochzeit mit seiner ersten Frau Marie, dann für die zweite Frau Charlotte, dann die große Hochzeit von Pauline. Sie war ja die einzige, die noch da war. Oder auch seine Silberhochzeit. Da hat man, glaube ich, wenn man das so verfolgt bei Ihnen im Archiv schon gesehen, welcher unglaubliche Aufwand betrieben worden ist. Da ist viel gemacht und organisiert worden. Da war ja wirklich jegliches Hofamt mit am Vorbereiten. Wie lange hat man das vorbereiten müssen? Wahrscheinlich ein halbes oder dreiviertel Jahr?

Eberhard Fritz:

Nein, man musste so was mindestens schon ein Jahr lang vorbereiten. In Altshausen hat es ja auch schon große Feste gegeben. Das waren natürlich die Höhepunkte, aber die gab es nur alle paar Jahre.

Edith Neumann:

Genau, es gab das nur alle paar Jahre, aber ich glaube, man kann das Thema Hofzeremoniell damit ganz gut spielen, weil dabei merkt man plötzlich wie wichtig diese ganzen diversen Hofämter sind und die ganze Umgebung des Königs, die da mitarbeiten musste.

Eberhard Fritz:

Die Hofämter waren natürlich jeden Tag wichtig. Der Hof war eine abgeschlossene Welt. Wir wissen heute sehr viel über den Hof, weil einfach der ganze Schriftwechsel inzwischen öffentlich ist. Wir wissen vieles was die Leute damals nicht wussten, das muss man sich immer bewusst machen. Der Hof war eine eigene Welt, da ist wenig nach außen gedrungen. Es ist so ähnlich wie im Buckingham Palast. Wenn Sie da davorstehen, denken Sie immer »Was geht jetzt da drin vor?« Es dringt wenig nach außen. Man weiß eigentlich nicht, was die Königin gerade macht. Und damals gab es ja diese Paparazzi nicht, es gab die Medien nicht. Das heißt, dadurch, dass nicht jeder Zutritt hatte, war der Hof eine abgeschlossene Welt mit ihren eigenen Regeln. Und das war durch das Hofzeremoniell geregelt. Es gab die Zimmer des Königs nach wie vor, es gab die Zimmer der Königin, und um 1913 steht im Zeremonienbuch: »Wenn die Königin Gäste hat, empfängt sie der König in den Zimmern der Königin«. Also auch die Vorstellung von einer Partnerschaft ist eine andere im Adel. Wir haben zwei getrennte Lebensbereiche: Wir haben den König, und wir haben die Königin, und die haben beide ihren eigenen Hofstaat. Die Prinzen und Prinzessinnen haben auch ihren eigenen Hofstaat und Termine werden unter den Beamten ausgehandelt. Also es ist nicht so, dass der König sagt, wie es bei uns in bürgerlichen Ehen normal ist: »Ich habe jetzt da und da den und jenen Termin, gehst du da mit oder nicht?« Vielmehr hat der Hofmarschall der Königin ihren Terminkalender geführt und hat mit dem Hofmarschall des Königs verhandelt. So hat man einen gemeinsamen Veranstaltungskalender geplant. Dann wusste die Königin: »Jetzt muss ich zur Eröffnung der neuen Kirche in Schwäbisch Gmünd am 17. Oktober reisen«.

Edith Neumann:

Auch die Palastdame der Königin hatte diese Aufgaben.

Eberhard Fritz:

Ja, auch die Palastdame, also der ganze Hofstaat.

Edith Neumann:

Auch Kammerjunker und Kammerherren. Da sollten wir vielleicht auf das ganz persönliche Umfeld noch näher eingehen.

Eberhard Fritz:

Ich habe die Hofdienerschaft erforscht. So was gibt es nur für das Königreich Württemberg. Ich habe dazu keine andere Forschung gefunden. Dieses Zeremoniell drückt sich auch darin aus, dass im Umfeld der königlichen Familie, also im unmittelbaren Umfeld, nur livrierte Diener arbeiten. Das ist ganz wichtig, weil ich an der Livree sofort sehen kann, welche Funktion der Diener hat. Man tritt, wenn ich das kurz schildern darf, als irgendein Bauernjunge, irgendein Handwerkerjunge in den Hofdienst als Hofknecht ein. Die Abbruchquote ist hoch, weil man sich an das Hofleben gewöhnen muss. Es ist militärisch, man bekommt Befehle und muss gehorchen. Sie kommen mit dem Hofleben nicht zurecht. Wenn man sich bewährt, dann steigt man zum Lakaien auf. Der Lakai ist der, der eine Uniform bekommt. Da ist er schon ein bisschen im Umfeld der königlichen Familie und hat eine Uniform, und dann kann er wirklich aufsteigen bis zum Kammerdiener. Es gibt noch Seitenfunktionen. So ist es im Pferdestall auch. Im Stall tritt man als Stalldiener ein, der ist noch nicht livriert. Man hat keine Livree, aber sobald man Reitknecht wird, bekommt man eine Livree. Dann kann man aufsteigen bis zum Leibkutscher. Die Kutscher und Kammerdiener waren dann wirklich enge Vertraute der königlichen Familie, die natürlich verschwiegen sein mussten wie ein Grab. Die wussten alles. Die wussten was der König isst und was er trinkt. Die bekamen alles mit und die Verschwiegenheit war wirklich oberstes Gebot. Die königliche Familie hatte ein enges Vertrauensverhältnis zu diesen langjährigen Kammerdienern. Ich habe auch keinen Fall gefunden, wo Kutscher oder Kammerdiener entlassen wurden, weil sie einfach durch diese jahrelange Übung und durch diese Auswahl so vertraut waren, dass sie zu absoluten Vertrauenspersonen geworden sind.

Edith Neumann:

Vielleicht muss man dazu auch sagen, ich hatte das Glück gehabt und durfte bei Ihnen im Archiv die königlichen Hofdiarien aus der Regierungszeit lesen. Die Hofdiarien sind ein Tagebuch darüber, was täglich am Hof passiert. Es bezieht sich weniger auf die Termine des Königs, sondern eher darauf wer, wann, wo isst. Das Frühstück ist gar nicht erwähnt. Das ist unwichtig, aber dann geht es mit der Mittags- und Abendtafel weiter, und über Jahre hinweg kann man verfolgen, dass der König und die Königin nie alleine essen. Also, wenn sie Tage finden, an denen sie alleine sind, ist das praktisch kaum auffindbar, denn sie haben mittags mindestens 12 bis 13 Gäste, auch mal zehn, und abends sind es um die 20 Gäste, und zwar täglich. Ich meine, allein schon daran erkennt man sein Netzwerk und wen er täglich sieht: es sind hohe Adlige, die Verwandtschaft, hohe Würdenträger der Kirche und des Militärs. Nur bei den Herren-Abenden, da sind es keine hoffähigen Personen, aber sonst sind es hoffähige Tischgäste.

Eberhard Fritz:

Ja, der Hof war wirklich beschränkt. Ich habe es vorher schon gesagt, das Frühstück war Privatsache. Das kommt deshalb nicht vor, weil es nicht Teil des Hofzeremoniells ist. Das Hofleben beginnt mit der Mittagstafel, und wenn jemand sich unwohl fühlte oder vielleicht auch im Ausnahmefall überhaupt nicht disponiert war, dann konnte er oder sie auf dem Zimmer speisen. Dann heißt es im Diarium: »Die Königin speiste auf dem Zimmer.« Inwieweit das bei König Wilhelm II. auch der Fall war, das weiß ich nicht. Das wissen Sie besser, weil Sie die Diarien aus seiner Regierungszeit gelesen haben. Aber das konnte man, wenn man sich nicht wohlfühlte, speiste man auf dem Zimmer. Die repräsentativste Mahlzeit im Tagesablauf war die Abendtafel. Da kamen wirklich die wichtigen Gäste und da kamen auch Familienmitglieder, die anreisten.

Edith Neumann:

Zum Beispiel die sächsische Verwandtschaft, die viel da war.

Eberhard Fritz:

Es wurde zur Abendtafel eingeladen, auch manchmal mehrere Tage. Die Mahlzeiten

haben einfach den Ablauf strukturiert. Es gab die Möglichkeit, sich ein bisschen Erleichterung zu verschaffen, weil das ja anstrengend war. Wir wissen zum Beispiel aus der Sommerresidenz in Friedrichshafen, da war es mitunter heiß, und man wollte auch nicht so viel arbeiten und musste das vielleicht auch nicht. Da herrschte schon so ein bisschen Urlaubsstimmung und da hat man einfach leichtere Mahlzeiten gemacht. Man hat mal nur Kartoffelsalat und Würstchen serviert und Bier dazu, denn ein Sommeraufenthalt hatte immer lockerere Regeln als der Winteraufenthalt, wo auch die wichtigen politischen Entscheidungen fielen, wo Gäste empfangen werden mussten und so weiter.

Edith Neumann:

Wenn man sich die Speisekarten anschaut, die ja wirklich zahlreich erhalten sind, sowohl von Friedrichshafen, Bebenhausen, hier aus dem Wilhelmspalais, dem Residenzschloss bei besonderen Anlässen, dann sieht man, es gab ein Spiel zwischen vier, fünf oder auch sieben Gängen. Also daran erkennt man, wie wichtig der jeweilige Anlass war und wie viele Gäste da waren. Das kann man sehr gut ablesen.

Eberhard Fritz:

Die normale Abendtafel hatte eine vorgeschriebene Anzahl an Gängen. Darin drückte sich ja der Hof aus, dass man entsprechende Menüs zubereitete. Wir haben eine Hofküche mit sieben Hofköchen, Küchenjungen und einer Menge Personal.

Edith Neumann:

Das ganze Untergeschoss hier im Haus, im Wilhelmspalais, war der Küchenbereich. Es gab eine Küche zum Backen, es gab diverse Küchenbereiche und Räumlichkeiten, da war viel los, und es gab hier im Haus bereits fließendes Wasser.

Eberhard Fritz:

Also den Winter über, wenn das Hofleben normal lief und wenn König und Königin da waren, gab es abends wirklich Sechs- bis Sieben-Gänge-Menüs und zu Festtagen natürlich besonders hervorgehobene Speisen und Getränke. Da musste die Hofküche zeigen, was sie konnte. Wenn man überlegt, es kamen ja auch fremde Fürsten zu Besuch, die wollte man beeindrucken, da durfte man sich natür-

lich nicht blamieren. Da konnten die Köche wirklich zeigen, was sie können. Ich habe vorher davon gesprochen, dass in Friedrichshafen manchmal die Runden einfach informeller waren. Wenn jedoch offizieller Besuch nach Friedrichshafen kam, hat man auch dort den Besuchern ein richtig gutes Menü präsentiert.

Edith Neumann:

Zum Beispiel kam Kaiser Karl aus Österreich zu Besuch.



Eberhard Fritz:

Ja, der kam 1917. Auch Kaiser Franz Josef von Österreich kam zu Besuch, es kam auch das badische Herrscherpaar. Die hatten ja ihre Sommerresidenz auf der Mainau. Also wir haben verschiedene adelige Gäste. Manchmal ist es so, dass diese dann mit dem Schiff ankamen. Dann gibt es sozusagen, wie wir heute sagen würden, Sekt und Häppchen. Aber wenn sie offiziell kamen, dann gab es ein richtiges Menü. Aber manchmal war die Hofgesellschaft unter sich oder es waren wenige Besucher da, da wissen wir, dass König Wilhelm II. auch seine Freude an ganz handfesten Spezialitäten hatte. Wie einfach mal Wurst mit Kartoffelsalat und Bier.

Edith Neumann:

Am allerwenigsten Gäste gab es wann? An Heiligabend. An Heiligabend sind sie fast immer nur zu dritt. Gefeiert wird erst am ersten Weihnachtsfeiertag.

Eberhard Fritz:

Ich denke, dass sich die Bedeutung des Weihnachtsfestes einfach verändert hat. Das war damals nicht so, dass das so ein Familienfest war, wie das bei uns ist, dass die Verwandtschaft angereist kommt. Wichtiger war der

Neujahrstag, denn das war der Jahrestag der Annahme der Königswürde. Der wurde immer gefeiert, und eine Feier drückt sich ja auch darin aus, dass die Hofdienerschaft Gala anlegt. Da gibt es eine schöne Uniform, alles glänzt, alles wird betont. Auch im äußeren Erscheinungsbild des Hofes merkt man, welcher Anlass gerade ist. Es gibt die normale Uniform, die eigentlich auch schon sehr schön ist. Aber dann gibt es natürlich auch goldbestickte Uniformen. Sehr schöne Uniformen, die man zu festlichen Anlässen anlegte.



Edith Neumann:

Eine solche Uniform haben wir in der Ausstellung oben. Sie gehörte Kammerjunker Konstantin von Neurath. Diese Uniform ist sehr prächtig. Er ist erst Kammerjunker, später Kammerherr, aber sie ist auch schon prächtig goldbestickt.

Eberhard Fritz:

Da muss man dazu sagen, dass die Kammerherren Angehörige des Adels waren. Ursprünglich war es so, dass König Friedrich die Säkularisation miterlebte und dadurch sein Land vergrößert hat. Das heißt, die Fürsten, zum Beispiel Waldburg-Zeil, wurden herabgesetzt, sie verloren ihre Souveränität und wurden an den Hof gezogen. Diese Kammerherren, das waren Adlige, die bei Hof symbolische Dienste leisteten oder eben auch den Glanz des Hofes erhöhten. Sie trugen eine Kammerherrenuniform und einen Kammerherrenschlüssel, der war ganz, ganz prächtig. Sie wurden zu bestimmten Anlässen zum Hof eingeladen, damit man den Hof glanzvoller machte. Das ist uns heute vielleicht nur noch aus Großbritannien bekannt, dass der Hof glanzvoll sein soll, wenn man sich etwa die Parlamentseröffnung anschaut. Dort gibt es auch Ehrendamen und

Pagen, damit einfach die Macht der Königin demonstriert wird. Es ist kein Selbstzweck, sondern man will die Bedeutung des Königreichs durch Zeremonien unterstreichen. Dafür zieht man die Kammerherren zusammen, für sie gab es auch ein eigenes Amt, das Oberstkammerherrnamt. Es hat die Einladungen ausgesprochen, hat die Ernennungen verwaltet, und man hat dafür gesorgt, dass sie zu diesen Anlässen auch da waren.

Edith Neumann:

Den Schmuck der Damen nicht zu vergessen, und die Palastdamen hatten auch ihre Bedeutung.

Eberhard Fritz:

Am Hof hat alles seine Bedeutung. Der Schmuck der Königin, die Kronjuwelen symbolisieren die Bedeutung dieser Königin als Landesherrin. Es ist nicht so, dass sie nur schön sein will, sondern sie repräsentiert damit das Land. Wir haben ja in Württemberg keine Krönung, das gibt es nicht. Das Problem bei protestantischen Fürsten besteht darin, dass sie weniger Zeremonien haben als die katholischen Fürsten. Katholische Fürsten hatten da immer mehr, wenn man zum Beispiel König Ludwig II. von Bayern anschaut, er hatte den St. Georgs-Orden mit prächtigen Roben. Der Kaiser von Österreich hatte den Orden vom Goldenen Vlies, wo man dann die Vliesmesse feierte, mit Roben, mit Hüten und so weiter.

Edith Neumann:

Wobei tatsächlich König Wilhelm II. auch den Orden vom Goldenen Vlies hatte und den englischen Order of the Garter, also den Hosenbandorden. Er konnte schon ein bisschen mithalten.

Eberhard Fritz:

Das schon, aber in Stuttgart fallen diese Feste dadurch auf, dass es ein protestantischer Königshof ist. Das heißt, es gibt wenig repräsentative Anlässe, die sich wiederholen. Für den Kaiser von Österreich ist der Jahrestag des Ordens vom Goldenen Vlies mit Gottesdienst und anschließendem Festessen ein Höhepunkt. Für die englische Königin ist die Parlamentseröffnung ein Höhepunkt oder der Gottesdienst zum Garter Day, das heißt, der Gottesdienst zum jährlichen Fest des Hosenbandordens. Das sind zeremonielle Höhe-

punkte, und die fallen bei König Wilhelm II. und bei den protestantischen Fürsten aus. Deshalb haben wir weniger Zeremonien. Wir haben zum Beispiel auch keine Krönung. Eine Krönung hat den Vorteil, dass das Volk wieder einmal die Macht des Königshauses inszeniert sieht. Was bei König Wilhelm II. auch auffällt ist: Es gibt wenige offizielle Fotos. Ich werde immer wieder angefragt, zum Beispiel ob er diese oder jene Bahnstrecke eröffnet hat und ob es davon ein Foto gibt. Da muss ich sagen, ich habe keins und ich habe auch noch keines gesehen. Es gibt von diesen Anlässen, bei denen das Königspaar im Land umherreist, Eröffnungen oder Wohltätigkeitsveranstaltungen besucht, nur sehr wenige Fotografien.

Edith Neumann:

Da war das Thema Marketing noch nicht so ausgeprägt.



Eberhard Fritz:

Ich habe auch keine Fotografien, zum Beispiel vom Hofpersonal. Oder zum Beispiel, dass die Hofküche antrat, sozusagen was man früher Feuerwehr-Fotos nannte, alle stellen sich in einer Reihe auf und dann wird fotografiert. Wir haben Fotografien von Liederkränzen, selbst aus Dörfern, zum Teil Fotomontagen. Vom Hof gibt es das nicht. Das ist ein auffälliger Mangel.

Edith Neumann:

Ich habe noch eine Frage und zwar zum Abschluss noch ein Resümee, verbunden mit der Frage nach dem Bürger Wilhelm. Der König war von allen vier württembergischen Monarchen der wohl beliebteste und volksnaheste. Er wird deshalb gerne rückblickend

als Bürgerkönig bezeichnet. Gab es diese Zuschreibung schon zu Lebzeiten des Königs oder wie viel Bürger steckt denn im König?

Eberhard Fritz:

Also ich gehe nicht davon aus, dass es das zu Lebzeiten schon gab. König Wilhelm II. war sicher beliebt, weil er ja bis zum letzten Tag seiner Regierung ohne Leibwächter mit seinen Hunden spazieren lief. Das ist ja sehr bekannt geworden. Dazu gibt es auch viele Anekdoten. Das darf aber nicht dazu verleiten, anzunehmen, dass er zum Beispiel König wider Willen gewesen wäre. Das stimmt nicht. Er war erzogen worden als Mitglied der königlichen Familie. Wie wir am englischen Königshaus sehen, hat man manchmal ein bisschen die Nase voll. Es gibt sicher von allen Prinzen mal Äußerungen, dass sie sagten: »Ich will es nicht werden« oder ähnliches. Aber im Grunde genommen war er von seinem adeligen Sendungsbewusstsein durchdrungen. Dadurch, dass das Zeremoniell wirklich bis zum letzten Tag durchgeführt wurde, kann man ihn sich sicher nicht bürgerlich vorstellen. Er war sicher unprätentiös; er war freundlich zu den Menschen, das schon. Aber er hatte auch immer diese königliche Würde. Die hat er behalten. Er fühlte sich durchaus auch erhaben über bürgerliche Menschen, also das wäre mir jetzt ein bisschen zu platt, wenn man sagen würde, er hätte sich gemein gemacht, noch nicht einmal mit dem Großbürgertum. Er war ja auch extrem reich, er hatte ein hohes Privatvermögen. Also aufgrund seiner Stellung war er wirklich herausgehoben. Dass er sich dann mit der Republik ein Stück weit arrangierte, war den Zeitumständen geschuldet. Aber solange er König war, war er sich seiner Stellung bewusst und hatte auch dieses Bewusstsein. Es ist ja auch so, dass Königin Charlotte, diese Erkenntnis verdanke ich meinem Freund Harald Schukraft, keineswegs aus einer unbedeutenden Nebenlinie stammte, wie immer suggeriert wird. Die Fürsten zu Schaumburg-Lippe waren sehr einflussreich durch ihre große Verwandtschaft, und sie hatten auch viel Besitz. Das heißt, Charlotte war nicht das kleine Prinzesschen aus dem Hinterhof, wie man sich das gerne vorstellt, sondern sie stammt zwar aus einer Nebenlinie, aber sie hatte wirklich sehr bedeutende verwandtschaftliche Beziehungen.

Edith Neumann:

Das kann man auch ganz klar ablesen in den Hofdiarien, die ich schon einmal erwähnt habe. Es wird ja immer genannt, welche Personen zu Besuch an der Tafel sind und natürlich ist ihre Verwandtschaft eindeutig stark vertreten.

Eberhard Fritz:

Ja, es war eine bedeutende Verwandtschaft. Es waren nicht die sozusagen kleinsten Adligen, die da kamen. Von dem her tut man der Königin sicher Unrecht, wenn man sie so abtut, als nehme er eine Prinzessin aus der Nebenlinie zur Frau. Die königliche Stellung blieb wirklich bis zum letzten Tag erhalten. Es blieb die Hofdienerschaft, die natürlich dann 1918 ihre Funktion verlor. Die müssen damals sehr frustriert gewesen sein. Da endete ihre ganze Welt.

Edith Neumann:

Wir haben in unserer Sammlung eine Livree eines Hofdieners mit seinem Lebensbericht. Er ist noch einer der Glücklicheren. Er schreibt, nachdem der König abgedankt hat und er seine Stellung verliert, darf er weiter in der Wilhelma arbeiten. Aber es haben nicht alle so ein Glück gehabt.

Eberhard Fritz:

Aber es ist auch so, dass diese Arbeit ja auch einen Nimbus hatte. Wer bei Hof arbeitete, der war angesehen. Der trug ein bisschen Glanz des Hofes in seine Familie und von dem her verloren die Hofdiener auch einen Teil ihres Selbstbewusstseins. Erst arbeitet man beim König und nachher muss man in die Wilhelma gehen. Das ist natürlich auch sozial ein Abstieg, da haben bestimmt viele daran geknabbert, und es mussten sehr viele diesen Abstieg verkraften. Man hat es gesehen bei der Beisetzung von König Wilhelm II., wer da alles nochmal zusammenströmte. Da zeigte sich noch einmal diese Verbundenheit, dass man im Grunde genommen jemanden verloren hatte, an dem man sich orientiert hat, der den Staat symbolisiert hat, der an der Spitze des Staates stand.

Edith Neumann:

Es gibt ja den Begräbnisfilm. Das ist ein Glück, wir wissen es, weil das Begräbnis zwei Tage lang dauerte. Wilhelm II. ist in Bebenhausen gestorben, dort aufgebahrt worden, wurde dann in Bebenhausen verabschiedet mit einem Gottesdienst. Dann wurde er nach Marienwahl gebracht, wo das Familiengrab in Ludwigsburg ist. Von Marienwahl aus wurde



er am nächsten Tag zum Friedhof gebracht. Dieser Film dauert 25 Minuten lang, und wenn Sie ihn anschauen, sehen Sie wie die »alte Welt« noch einmal ersteht. Es war ja schon 1921. Also immerhin ein paar Jahre nach dem Ende der Monarchie. Aber wenn Sie den Film anschauen, dann laufen Sie noch einmal durch die monarchische Welt.

Eberhard Fritz:

Eindeutig ja, die ist da noch einmal aufgelebt. Aber es ehrt natürlich König Wilhelm II. sehr, dass er sich ein Stück weit mit dieser neuen Welt arrangiert hat. Er war sicher sehr, sehr verbittert.

Edith Neumann:

Aber er hat gewählt, er ging zur ersten Wahl.

Eberhard Fritz:

Das ja, aber man liest aus den Briefen heraus, dass es ein Schock für ihn war. Man darf nicht so tun, als hätte er das weggesteckt. Aber er hat sich, so gut es ging, dann auch arrangiert in den drei Jahren, die ihm noch als Lebenszeit blieben nach dem Ende der Monarchie.

Edith Neumann:

Lieber Herr Dr. Fritz, vielen Dank, es war total spannend, es hat mir gut gefallen. Ich habe von Ihnen wieder so viel Neues über diesen letzten König gelernt. Die Ausstellung läuft noch bei uns im Haus bis zum 27. März 2022. Kommen Sie recht zahlreich. Schauen Sie sich diese Ausstellung an. Es gibt sehr, sehr viele Exponate, die zum allerersten Mal gezeigt werden. Es ist wirklich eine kleine Sensation, auch eine besondere Leihgabe aus Japan ist zu sehen, einst aus dem Familienbesitz von Marie zu Waldeck und Pyrmont, der ersten Ehefrau. Ich darf Sie aber auch einladen zur Fortsetzung unserer Reihe. Auch Sie dürfen wieder zu Gast sein. Am 17. November 2021 geht es weiter. Es gibt hier das Begleitprogramm, das wir in der Zwischenzeit noch erweitert haben. Mein nächster Gast ist Professor Nils Büttner, und da geht es dann um die Stuttgarter Avantgarde, die Kunstakademie und die Rolle von Wilhelm II. für die Stuttgarter Avantgarde. Ich bedanke mich ganz herzlich bei Ihnen allen, liebe Zuschauerinnen und Zuschauer, und wünsche Ihnen noch einen schönen Abend.



»Was Sie schon immer über die Stuttgarter Avantgarde, die Kunstakademie und König Wilhelm II. wissen wollten«« Ein Gespräch mit Professor Dr. Nils Büttner

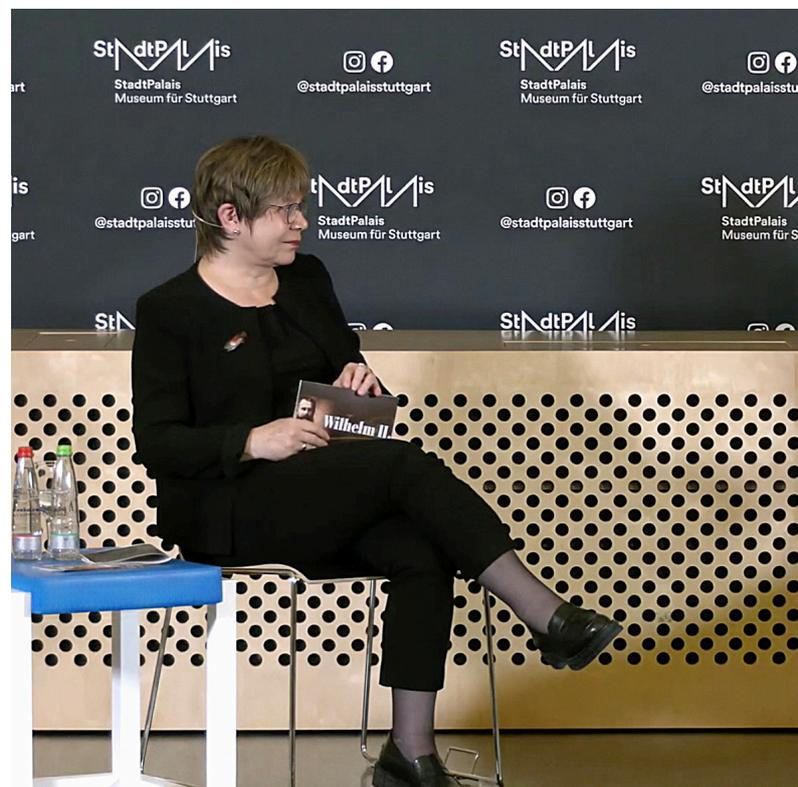


Aufzeichnung des Gesprächs vom 17.11.2021. Link: <https://youtu.be/QwwyIV3B5zI>

Edith Neumann:

Guten Abend, liebe Zuschauerinnen und Zuschauer, heute zu einer neuen Folge unserer Gesprächsreihe, die wir im Rahmen der Ausstellung zu »König Wilhelm II. von Württemberg« hier im Stadtpalais immer mittwochs veranstalten. Ich heiße Edith Neumann, ich bin stellvertretende Direktorin und Sammlungsleiterin im Stadtpalais und habe die Ausstellung über König Wilhelm II. hier im Stadtpalais kuratiert. Das Thema unserer Gesprächsreihe heißt heute: »Was Sie schon immer über die Stuttgarter Avantgarde, die Kunstakademie und König Wilhelm II. wissen wollten. Mein Gast heute Abend ist Professor Dr. Nils Büttner. Herzlich willkommen, Herr Büttner. Er ist heute Abend der Experte. Jetzt stelle ich Ihnen Nils Büttner etwas genauer vor. Er ist geboren 1967 und hat seit 2008 eine Professur für Mittlere und Neuere Kunstgeschichte in der Fachgruppe Kunstwissenschaften und Restaurierung an der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste in Stuttgart inne. Er lehrt Kunstgeschichte und ist zugleich auch Leiter des Archivs der Akademie. Professor Büttner ist aber auch Vorsitzender des Centrum Rubenianum in Antwerpen, Mitherausgeber des Corpus Rubenianum Ludwig Burchard, dem Werkverzeichnis von Peter Paul Rubens, und gegenwärtig läuft in der Staatsgalerie auch eine Ausstellung zu Rubens, die er mitkuratiert hat. Nach dem Studium der Kunstgeschichte, Volkskunde und Klassischen Archäologie promovierte er an der Georg-August-Universität in Göttingen, war dort wissenschaftlicher Mitarbeiter, danach Volontär am Herzog Anton Ulrich-Museum in Braunschweig und hat dort bereits angefangen als Ausstellungskurator zu arbeiten. Er hat mehr als 40 Ausstellungen kuratiert. 2005 wurde er habilitiert mit der Schrift »Herr P.P. Rubens: von der Kunst, berühmt zu werden«. Seine Forschungsschwer-

punkte und Publikationen sind die deutsch-niederländische Kunstgeschichte. Weitere seiner Schwerpunkte sind die Geschichte der Grafik und Buchillustration. Man muss jetzt dazu sagen, die Bücher, die Nils Büttner veröffentlicht hat, wurden fast immer in mehrere Sprachen übersetzt; das ist eine besondere Auszeichnung. Die Geschichte der Landschaftsmalerei ist ein weiterer Schwerpunkt. Als Leiter des Archivs der Stuttgarter Kunstakademie hat er sich mit der Geschichte dieser Institution beschäftigt. Deshalb ist er auch heute unser Experte im Gespräch. 2011 ist seine Publikation: »Rücksichten: 250 Jahre Staatliche Akademie der Bildenden Künste Stuttgart« erschienen. Wenn man mehr wissen will über Nils Büttners Publikationen, dann kann man diese im Internet finden und kommt auf eine



ungefähre Zahl von weit über 300, die können wir jetzt nicht alle vorstellen. Fangen wir mit den Fragen an, lieber Herr Büttner. Meine erste Frage wäre: Lange Zeit war es ja so, dass das Königreich Württemberg, was die bildenden Künste angeht, nicht gerade mit hohem Renommee außerhalb der Landesgrenzen in Verbindung gebracht wurde. Da entstand zwar 1839 ein außergewöhnliches Dichtendenkmal für Friedrich Schiller vom großen, dänischen Bildhauer Bertel Thorvaldsen. Der Bildhauer wurde dem bürgerlichen Verein zur Denkmalrealisierung von König Wilhelm I. vorgeschlagen. Aber es blieb doch in diesem hohen Qualitätsanspruch eher eine Ausnahmeerscheinung in der Kunstgeschichte von Württemberg im frühen 19. Jahrhundert. Warum war das so? Und wie kann man die Zeit im Königreich vor König Wilhelm II. kunsthistorisch beschreiben?

Nils Büttner:

Man kann zurückgehen in das 18. Jahrhundert, in dem der berühmte Casanova nach Stuttgart kommt und hier in Stuttgart den führenden Hof Europas erlebt, wie er tatsächlich in seinem Tagebuch vermerkt. Das 18. Jahrhundert war für Württemberg eine Blütezeit. Nicht aber was das Sammeln und den Kunstgeschmack angeht. Karoline Luise von Baden, die damals

selbst aktiv als Sammlerin an dem gearbeitet hat, was heute noch die Kunsthalle in Karlsruhe an Schätzen birgt, hat gespottet über den schlechten Kunstgeschmack der Württemberger, die tatsächlich nur allzu oft sich Kopien andrehen ließen, und die manche Gelegenheit ungenutzt ließen. Einiges von dem, was am Hof in Ludwigsburg zum Beispiel zu sehen war, hängt jetzt in der Rubens-Ausstellung. Es gab verhältnismäßig wenige echte Werke von Rubens, dafür aber Kopien. Und man hatte kein Problem damit, ein und dasselbe Gemälde in einer verkleinerten Kopie und dasselbe Motiv noch einmal nach dem Kupferstich, den Rubens in Auftrag gegeben hatte, in der Gegenrichtung, beide in der gleichen Galerie nur wenige Meter voneinander entfernt aufzuhängen, was sicherlich den Spott aus Baden dann gut zu begründen vermag. Man hat auch, trotz der Hohen Karlschule und der Académie des Arts, die man im 18. Jahrhundert gegründet hatte, um italienische Künstler an den Hof zu ziehen, die für die Ausstattung des Hofes gearbeitet haben und arbeiten sollten, es nicht verstanden, eine historische Sammlung anzulegen. Man hat auch eine der ganz großen Gelegenheiten, die sich, nachdem Württemberg schon ein Königreich geworden war, ergaben, einfach ziehen lassen. Die Brüder Boisserée, die eine einzigartige Sammlung angelegt hatten, altdeutsche und auch altniederländische Tafelmalerei, die sie in einer großen Bewunderung für das deutsche Mittelalter von Köln aus zusammengebracht hatten, haben diese wunderbare Sammlung hier in Württemberg ausgestellt, hier in Stuttgart, im Kavaliersbau. Diese haben sie dem König zum Kauf angeboten, nachdem wirklich die Besuchermassen strömten und tatsächlich auch im Land Interesse daran erwacht war. Der damalige Regent war dann schlecht beraten. Die Professoren der Stuttgarter Académie des Arts sagten, dass diese Bilder überhaupt keinen Vorbildcharakter haben könnten. Weil die Kunstakademie und die Sammlung damals sehr eng verwoben waren, hat man sich dagegen entschieden, die Bilder zu kaufen. Hätte man doch anders entschieden, dann wäre die Pinakothek in München jetzt nicht das Museum, das es ist, denn die Bayern haben die Werke gekauft und haben tatsächlich eine wunderbare Sammlung auf diesem Gebiet zusammengetragen.



Im weiteren Verlauf des 19. Jahrhunderts, im biedermeierlichen Stuttgart, in dem König Wilhelm II. geboren wird und aufwächst, gehört es im Rahmen einer Prinzenerziehung dazu, dass er zeichnen lernt. Ich finde, zu einem der Highlights in der Ausstellung gehört eine Kinderzeichnung, die er angefertigt hat. Diese beweist nicht nur, dass Wilhelm ein guter Zeichner war, sondern auch über reichlich Humor verfügte. Abgesehen aber von diesen Zeichenübungen, die Teil adliger Erziehung waren, hat er sehr aufmerksam und viel gelesen und offensichtlich mitbekommen was sich überhaupt in Deutschland tut. Das war ein wesentlicher Punkt, der seine weitere Laufbahn auch mitbegleitet hat. Selbstverständlich war diese Laufbahn eine militärische Laufbahn, die in den Brüderkriegen, wie man sie damals nannte, sich genauso zeigte wie natürlich nach dem Sieg der Preußen. Dazu kommt seine Teilnahme am Deutsch-Französischen Krieg, von der wir wenig wissen. Oder, zum Beispiel, wie viel er vom Kunstleben zu der Zeit mitbekommen hat. Aber auch das französische Kunstleben dieser Zeit lag eigentlich darnieder. Wie Sie vielleicht wissen, haben sich Maler wie Claude Monet dem Waffendienst entzogen. Monet war fahnenflüchtig, hatte mit Beginn des Krieges Frankreich verlassen und war nach England gegangen. Erst 1872, nachdem der Krieg vorbei war, ist er wieder nach Frankreich zurückgekehrt. Das heißt, das, was wir mit der französischen Moderne und dem Impressionismus verbinden, fand nicht in der Zeit statt, als Wilhelm II. Teil des preußischen Generalstabs war und begeistert und voller vaterländischer Bewunderung an der Kaiserkrönung in Versailles teilgenommen hat. Was er dort sah und sehen konnte, war historische Kunst, die ihn sicher auch interessiert hat. Ich glaube, dass für das, was jetzt im Folgenden unser Thema sein soll, ganz wichtig ist, dass er sich tatsächlich als Teil einer Herrschaft verstand, die eine Herrschaft des Deutschen Reiches war. Das heißt, er hat die preußische Führungsrolle immer akzeptiert, was bedeutete, dass er zum Beispiel keine aufwändige Außenpolitik betreiben musste, und dass er sich in dem gesamten politischen Geschäft auf die Weiterentwicklung seines Landes konzentrieren konnte. Er setzte tatsächlich darauf, das Land wirtschaftlich und kulturell voranzubringen. Weil das wirtschaftliche Voranbringen damals wie heute weniger eine Sache der Poli-

tik als der Wirtschaft war, hat er zwar die Wirtschaft in jeder ihm nur möglichen Form gefördert, vor allen Dingen sich aber auf eine Kulturförderung verlegt. Auf letztere hat er sich wie kein württembergischer Herrscher vor ihm verstanden. Das muss man an dieser Stelle wirklich anerkennen und feststellen, dass er in Württemberg versucht hat, der Moderne einen Raum zu geben.



Edith Neumann:

Guter Stichpunkt. Dann komme ich gleich schon zu meiner zweiten Frage: Wir erleben mit Wilhelm II. erstmals einen König, der sich bewusst und gezielt dem kulturellen Fortschritt seines Landes widmet. Was nimmt er sich vor und wie realisiert er die ersten Schritte?

Nils Büttner:

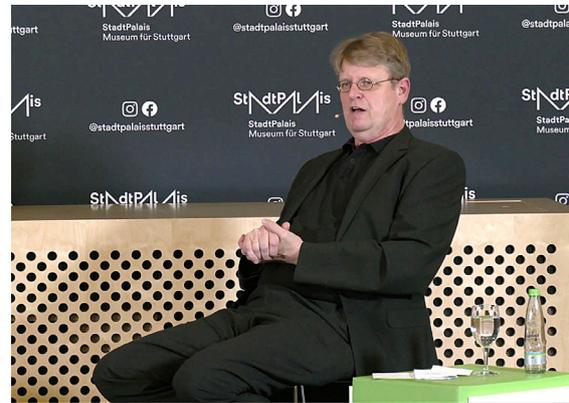
Das was er sich vornimmt, ist tatsächlich aufzuschließen in Württemberg mit dem, was im Deutschen Reich »State of the Art« ist. Er wendet dabei den Blick vor allen Dingen nach Hessen, wo man kurz vor 1900, in jener Epoche, die wir heute Jugendstil nennen, es schafft, Künstler durch höfische Förderung dorthin zu ziehen und in Darmstadt auf der Mathildenhöhe eine Künstlerkolonie einzurichten. Er sieht sehr deutlich, was sich in München vollzieht. Es ist nicht unrecht zu sagen, dass München in dieser Zeit leuchtet. Es gibt eine Novelle von Thomas Mann, die der Entwicklung der modernen Kunst gewidmet ist in der Wahrnehmung des wilhelminischen Publikums. Tatsächlich ist München die Metropole, in der sich künstlerische Neuerungen vollziehen, die vor allen Dingen darin bestehen, dass es auch eine Presse gibt für künstlerische Innovationen. Ganz wichtig ist dabei, das muss man sich vorstellen, und hier auch klar-

machen, dass Malen in einer Zeit, in der überall noch das Gaslicht herrscht, selbstverständlich nur am Tage möglich war, und, dass man inzwischen dahin gekommen ist, auch im Freien zu malen. Das tut man in München, das tut man in Berlin und überall. Aber abends kann man nicht malen. Aus diesem Grund sitzen dann in den immer gleichen Kneipen die Künstler zusammen mit denen, die schreiben. Die Vertreter der schreibenden Zunft, die in der Regel Romane schreiben, aber eben auch journalistische Beiträge. Sie sitzen mit den Künstlern zusammen und verarbeiten das dann zu Zeitungsartikeln, die man verkaufen kann. Das was sich da vollzieht, kommt tatsächlich auch in Württemberg an und selbstverständlich auch in Baden. Dort wo man eine Akademie hat, in der es gelungen ist, tatsächlich führende Maler der Zeit zu haben. Auch in München ist man stolz, das von sich behaupten zu können. In Berlin sucht man noch, und auf einmal ist der Süden Deutschlands ganz vorne dabei. Karlsruhe und München sind die Städte, die um 1900 leuchten, während das Berliner Kulturleben da nicht richtig mithalten kann, trotz kaiserlicher Förderung und großartiger Denkmalsprojekte. In Württemberg ist es so, dass es dem König durch den Blick ins Ausland, auch das muss man sich klar machen, – sowohl Baden als auch Bayern sind Ausland – und nicht viel weiter weg als Frankreich, gelingt, dass er gut informiert wird bei seinen »Herren-Abenden« im Gespräch mit denen, die aufmerksam das Kulturleben verfolgen. Dadurch schafft er es dann tatsächlich, zwei Künstler nach Württemberg zu holen. Eigentlich will er nur einen: Er will Leopold von Kalckreuth für seine Akademie haben.

Edith Neumann:

Vielleicht müssen wir den ZuschauerInnen noch erklären, was die »Herren-Abende« waren. Die »Herren-Abende« waren Abende hier im Haus, im Wilhelmspalais. Der König lud mittags wie abends Gäste ein, welche jedoch adlig waren oder hohe Amtsträger des Militärs und der Politik. Aber immer in den Februarmonaten hat er so genannte »Herren-Abende« veranstaltet, wo er nicht-adlige Menschen, aber hohe Würdenträger aus der Wirtschaft, aus der Medizin, aber eben auch aus Künstlerkreisen zum Abendessen einlud und in Gespräche verwickelte. In diesen Gesprächen erfährt Wilhelm II. sehr viel, vor allem zum

Thema Fortschritt in jeglicher Hinsicht, auch zur Naturwissenschaft, in allen Bereichen eigentlich. Die Künstler sind mit dabei und natürlich ist auch der Theaterintendant immer mit dabei. Also, die wichtigsten Personen sind vor Ort bei ihm und da bekommt er dieses große Wissen natürlich; es wird ihm so zugetragen.



Nils Büttner:

Und das was ihm zugetragen wird, führt dann dazu, dass Leopold von Kalckreuth tatsächlich eingeladen wird und gefragt wird, ob er nicht in Stuttgart an der Akademie unterrichten möchte. Er stellt jedoch eine Bedingung, was im höfischen Europa des 19. Jahrhunderts fast unglaublich ist. 1897, zum ersten Mal eingeladen, sagte er: »Ich kann mir vorstellen, Karlsruhe zu verlassen und nach Stuttgart zu kommen, aber nur, wenn mein Kollege Carlos Grethe mitkommt. Wenn wir zu zweit kommen, dann können wir hier etwas aufbauen, und dann kann hier Neues wachsen«. Und tatsächlich öffnet der König seine private Schatulle, um über einen Kabinettsbeschluss zu erwirken, dass dieser Ruf erfolgte. Der Ruf erfolgte, er wird von beiden angenommen. Grethe und Kalckreuth kommen, nehmen seither regelmäßig an den »Herren-Abenden« teil und bringen unfassbar viele Impulse für das württembergische Kunstleben mit ein. Ein Ergebnis dieser Abendessen ist zum Beispiel, dass man, nachdem man die Akademie zu modernisieren begonnen hat, neues Personal berufen und den Unterricht neu strukturiert hat. Man hat der Freilichtmalerei, aber auch der Historienmalerei neue Formate gegeben und das graphische Arbeiten ausgebaut. Die beiden haben auch vorgeschlagen, dass man die Kunstgewerbeschule innovieren und verändern muss. Sie schlagen auch hier wieder

ein Paar vor; zwei Männer gleich und sagen: »Also, man könnte eigentlich niemanden Besseres finden, das wäre doch bewiesen durch die Weltausstellung in Paris: Bernhard Pankok und Johann Vincenz Cissarz.« Beides Namen, die den meisten heute nicht mehr so wahn-sinnig viel sagen. Bernhard Pankok war es, der den Katalog des Deutschen Reiches für die Weltausstellung in Paris 1900 gestaltet hat, und der selbstverständlich auch mit Möbelentwürfen, Architekturentwürfen und Gemälden dort präsent war. Er war einer der modernsten Kunstgewerbler überhaupt. Bei der Idee, dass man die Münchner Werkstätten, in denen Pankok tätig war, komplett nach Württemberg verpflanzte, hat dann die andere beratende Seite der »Herren-Abende«, nämlich die Vertreter der Wirtschaft nein gesagt. Man fürchtete nämlich eine Konkurrenz für die kunsthandwerkliche Wirtschaft hier in der Region. Man wollte aber einen Aufbau einer Kunstgewerbeschule und willigte ein, Pankok und Cissarz zu berufen. Cissarz war derjenige, der den Katalog gestaltet hatte für die Buchkunstausstellung. Es ist sicher kein Zufall, dass sich ausgerechnet zwei Männer durchsetzen, die mit Druckwerken vertreten sind, die natürlich fortan in des Königs Bibliothek zu finden waren.



Edith Neumann:

Und Cissarz hat auch 1911 für die Silberne Hochzeit von Wilhelm II. und Charlotte das ganze Programm graphisch gestaltet.

Nils Büttner:

Richtig. Und als zum Beispiel das Königliche Kunstgebäude eingeweiht wird und 1913 ein Rückblick erscheint auf das württembergische Kunstleben, gestaltet Cissarz selbstverständlich auch dieses Buch. Für den König gibt es dann eine Vorzugsausgabe, die allerdings

erstaunlicherweise nicht in der Württembergischen Landesbibliothek liegt, sondern auf dem Flohmarkt lag, wo ich sie für die Kunstsammlung der Akademie gekauft habe. Das Königs-exemplar ist eine wichtige Festschrift von 1913, die einen Rückblick gibt auf das Kunst- und Kulturleben. Diese befindet sich heute bei uns im Archiv. Ganz wichtig ist auch noch, diese Institution zu beschreiben und sich klar zu machen, was das an Fortschrittlichkeit bedeutete. Wenn Sie durch die Ausstellung gehen, dann lernen Sie König Wilhelm II. als einen Herrscher kennen, der es erlaubt und statthaft findet, dass der erste Internationale Sozialistenkongress Deutschlands ausgerechnet in Stuttgart stattfindet. Da ist jemand, der tatsächlich modern ist, im wahrsten Sinn des Wortes. Von seinen Zeitgenossen wird da manches eher staunend zur Kenntnis genommen und über manches können wir heute noch staunen. Zuletzt gewinnt man auch Bernhard Pankok für Stuttgart, und man gewinnt auch Adolf Hölzel für die Akademie – einen der wichtigsten Dachauer Maler. Er ist jemand, den die anderen in Stuttgart gar nicht so sehr bewundern können und etwas aus der Distanz betrachten, der aber ein echter Verfechter der Moderne ist. Genau das ist auch Bernhard Pankok, den man einlädt, die »Königliche kunstgewerbliche Lehr- und Versuchswerkstätte« zu gründen, parallel zur Kunstgewerbeschule. Diese kunstgewerblichen Lehr- und Versuchswerkstätten sollen neue Techniken erproben, sollen in enger Zusammenarbeit mit der Württembergischen Metallwarenfabrik, also der WMF in Geislingen, neue kunsthandwerkliche Produkte hervorbringen, neue Materialien und Materialkombinationen erproben, so dass zum Beispiel das Glasschleif-Atelier von der WMF finanziert wird, damit man Glasschliffprodukte mit den WMF Produkten kombinieren kann. Zum Beispiel Vasen, die Blechfassungen mit Kristallglas verbinden und so weiter. Damit nicht genug, dass man sozusagen diese Werkstätten aufbaut, wirbt man auch auf dem Gebiet der Theorie. Selbstverständlich ist das ein wichtiger Gewerbe-zweig für Württemberg, diese kunsthandwerkliche Produktion. Schließlich gewinnt man den Mann, der in einer fernen Ecke Preußens, in Breslau sitzend über Kunstgewerbe nachdenkt, und das ist Gustav Pazaurek, der Leiter des Landesgewerbemuseums im Königlichen Landesgewerbeamt Stuttgart wird. Pazaurek

ist einer der ganz großen kunsthandwerklichen Ideologen der Zeit. Auch wieder ein Gast der »Herren-Abende«, der zum Beispiel die revolutionäre Idee hatte, dass man nicht nur Vorbilder guten Geschmacks sammeln müsste, sondern auch Vorbilder schlechten Geschmacks. Ein Museum der Hässlichkeiten. Das wird dann im Gewerbeamt (heute Haus der Wirtschaft) eingerichtet, und auch das wird vom König unterstützt. Da gibt es eine Abteilung, von der man sich als interessierter Bürger Gegenstände ausleihen kann, um auszuprobieren, ob die zu Hause taugen. Außerdem gibt es Ausstellungen schlechten Kunsthandwerks, wo man tatsächlich Triggerwarnungen aussprechen müsste, weil unglaubliche Scheußlichkeiten gezeigt werden. Es gibt aber auch die Mustersammlungen, aus der diese Muster auch verliehen werden.

Edith Neumann:

Das war die sogenannte »Sammlung der Geschmacksverirrungen«.

Nils Büttner:

Genau, die gesamte »Sammlung der Geschmacksverirrungen« befindet sich bis heute im Württembergischen Landesmuseum, und im kommenden Jahr wird es anlässlich des Deutschen Kunsthistorikertags im März parallel dazu im Landesmuseum eine kleine Ausstellung über genau diese Dinge geben. Wichtig ist: An der Königlichen Kunstgewerbeschule vollzieht sich eine andere Revolution und auch an der Königlichen Akademie. Und diese betrifft etwas, was es in keinem anderen deutschen Staat gibt, nämlich Kunst für Frauen. In keinem anderen Land wird so früh eine Frau Professorin wie ausgerechnet in Stuttgart. In Stuttgart wird im Jahr 1905, bevor es das irgendwo in der Welt gibt, zum ersten Mal eine Frau Professorin: Fräulein Professorin Laura Eberhardt. Zum Zeitpunkt ihrer Berufung war sie noch nicht verheiratet und blieb dort auch Professorin bis 1930.

Edith Neumann:

Und Laura Eberhardt, wenn ich das ergänzen darf, war auch Mitglied im »Württembergischen Malerinnenverein«, der 1893 in Stuttgart gegründet wird zur Förderung junger Frauen, die berufsmäßig Malerin werden möchten. Es ist kein malender Verein, sondern ein Verein, der sich den Beruf und die berufliche

Ausbildung von Frauen in der Malerei zur Aufgabe macht. Natürlich wird auch dieser Verein protegiert von Königin Charlotte und König Wilhelm II.



Nils Büttner:

Und diese Frauen wollen natürlich auch an der akademischen Ausbildung teilnehmen. Es ist das Verdienst von Adolf Hölzel, genau das ermöglicht zu haben. Die Frauen haben ihm, wie man das heute formulieren würde, die Bude eingerannt, im wahrsten Sinne des Wortes. Das hat dazu geführt, dass seine Klasse, obwohl die männlichen Studierenden der Akademie das natürlich erst wirklich mit Argwohn, auch mit Verachtung beobachtet haben, tatsächlich von interessierten jungen Frauen gefüllt wurde. Die Akademieleitung hat daraufhin beschlossen, dass das so nicht geht und, dass man die Klassen auseinanderlegt. Als die Frauenklasse weiteren Zulauf erhielt, wurde Adolf Hölzel aufgefordert, diese auszugrenzen und aus der Akademie herauszunehmen. Das hat dazu geführt, dass er seine eigene Kunstschule gegründet hat, in der dann auch die Frauenklasse unterrichtet wurde, die tatsächlich in den Gebäuden der Akademie keinen Platz mehr haben durfte. Die Gebäude der Akademie werden auch ein Thema sein. Ich glaube, in der nächsten Woche wird es im Gespräch mit Professor Klaus Jan Philipp auch um die Akademie gehen. Auch die Gebäude der Kunstgewerbeschule müssen eigentlich Thema sein. Man muss vielleicht für die, die das Stuttgart der Vorkriegszeit nicht mal mehr von Bildern kennen, sagen, wo eigentlich die Akademie gelegen war. Der Altbau der Staatsgalerie steht ja noch. Oben in der Urbanstraße, in dem Gebäude, wo heute der Stirling-Bau seinen Eingang hat, da stand das eigentliche Akademiegebäude.

König Wilhelm II. hat die Akademie mit eigenem privaten Geld aus seiner Schatulle gefördert, was dazu geführt hat, dass ein Ausbau notwendig wurde. Da, wo heute die Museumspädagogik ist, also gegenüber dem eigentlichen Eingang, wurde ein neues Akademiegebäude gebaut, eingerichtet, und das Ganze wurde sehr vergrößert. Der Unterricht war ausgesprochen modern. Es gab nicht nur das klassische Natur- und Aktzeichnen. Man muss sich vorstellen, dass in der Akademie damals alles sehr effizient organisiert war. Der Hausmeister, zum Beispiel, war mit der Putzfrau verheiratet. Beide haben auch Modell gestanden. Selbstverständlich war der Sohn des Hausmeister-Ehepaares nicht unbedingt Modell. Aber er war der Modellpferd-Ausreiter, denn es gab ein Modellpferd. Es gab nicht nur ausgestopfte Pferde und ausgestopfte Affen und Vögel und dergleichen, sondern es gab auch ein lebendiges Pferd, das tatsächlich für die großen Historienstücke, die damals immer noch das eigentliche, die offizielle Kunst ausmachten, gebraucht wurden. All das fand sich in der Urbanstraße. Zum Weiden musste das Pferd dann bergauf getrieben werden.



Edith Neumann:

Man muss dazusagen, Wilhelm II. hat nicht nur die modernen Maler hierher geholt, da gab es auch noch die traditionellen Pferdemaier.

Nils Büttner:

Ja, selbstverständlich.

Edith Neumann:

Die mochte König Wilhelm II. auch sehr gerne. Aber natürlich war der große Antipode dann später Adolf Hölzel.

Nils Büttner:

Wie gesagt, Hölzel ging 1919, weil er tatsächlich auch die Altersgrenze erreicht hatte. Aber da sind wir jetzt in der Zeit, wo eigentlich das Ganze schon wieder endet. Wir müssen aber noch über die Bauwerke der Kunstakademie Stuttgart sprechen. Stuttgart war um 1900, und kurz nach 1900, eigentlich weitgehend auf den Kessel beschränkt und wuchs langsam aber sicher die Hänge hinauf. Oben aber, am so genannten Weißenhof, stand tatsächlich noch der Weißenhof. Das war noch bäuerlich geprägt, da oben.

Edith Neumann:

Genau, das war ein Bauernhof mit Bäckerei.

Nils Büttner:

Ein Bauernhof mit Bäcker war da, ansonsten gab es aber nicht viel. Sie können in der Ausstellung sehen, dass sich Wilhelm II. über die Verkehrsplanung in Stuttgart extreme Gedanken gemacht hat und sich tatsächlich an allem beteiligt hat. Das hat dazu geführt, dass er den Entschluss fasste, den neu erschlossenen Killesberg mit dem Weißenhof an das Straßenbahnnetz anzuschließen. Man hat an dem Tag, als man die Straßenbahn hochgelegt hat, auch beschlossen, dass Pankok als neuer Leiter der gemeinsamen Königlichen gewerblichen Lehr- und Versuchsanstalt und der Königlichen Kunstgewerbeschule einen Neubau bekommen sollte, der dann auch nach seinen Plänen errichtet wurde.

Edith Neumann:

Bevor Sie jetzt vom Neubau erzählen, muss ich davor ein Zitat bringen, denn danach geht es nicht mehr. Und zwar gibt es einen Brief von Hermann zu Wied, das ist der Enkel von König Wilhelm II. Er ist 14 Jahre alt, zu Besuch bei seinem Opa und schreibt an seinen Vater Friedrich zu Wied. Es ist der 30. Dezember 1913, also er ist zum Jahreswechsel hier, ohne den Vater, nur beim Großvater. Er erzählt, was sie so machen: Sie gehen ins Theater, weil da die »Reise um die Welt in 80 Tagen« zu sehen ist. Dann erzählt er aber auch noch: »Wir waren in der Kunstgewerbeschule, da haben wir eine Menge schöner Sachen gesehen, aber auch sehr hässliche. An den verschiedenen Sälen waren grüne, dann rote und wiederum an den anderen lila und an anderen wiederum braune

Türen. So waren nun auf einem Gang zusammen grüne, rote, lilane und braune Türen. Bunte Farben, die nicht zusammenpassen.«

Nils Büttner:

Genau. Das war tatsächlich das Gebäude, das man eingerichtet hatte, nach einer, ebenfalls unter Wilhelm II. vollzogenen Justizreform, die das Haus überflüssig gemacht hatte. Man hatte schon in den späten 1860er Jahren begonnen, darüber nachzudenken, wie man das nutzen kann. Unten, in der Stadt, war die Kunstgewerbeschule, und das war jene mit den lustig bunt angestrichenen Türen. Da fand der Unterricht statt und Bernhard Pankok, der sich mit Adolf Hölzel austauschte, hatte ein interessantes Konzept. Man muss dazu betonen: Hölzel, der 1906 die Akademie für eine Frauenklasse eröffnet, ist einer der wichtigsten und einflussreichsten künstlerischen Lehrer überhaupt in Deutschland und für Deutschland gewesen. Sein Unterricht war beispielgebend. Das Gleiche gilt auch für Bernhard Pankok, der unglaublich innovativ war in der Gestaltung eines Gebäudes und der ein Bauwerk entworfen hat, das Sie heute noch sehen können. Es steht noch oben auf dem Killesberg. Es ist ein Bauwerk, das eben nicht mehr enge, lange Gänge mit bunten Türen hatte, sondern wo man den Zugang so geregelt hat, dass man, wenn man da durch will, erstens über ganz viele Treppenhäuser ganz schnell von einem Ort zum anderen kommt. Dass man aber zweitens, egal wo man entlang geht, nicht laufen kann, ohne an Werkstätten vorbei zu kommen. Das heißt also, wenn man das Gebäude betritt, kommt man automatisch an Werkstätten vorbei. Bis heute hat die Kunstakademie, die ja in den Gebäuden der ehemaligen Kunstgewerbeschule ist, diese Menge an Werkstätten, die man damals unter Pankok begründet hat, behalten. Wir haben heute 35 Werkstätten. Sie können ein Bronzestandbild gießen, Sie können etwas in Glas schleifen, Sie können etwas in Glas blasen. Sie können tatsächlich farbige Glasfenster mit Bleifassungen herstellen, Sie können töpfern, Porzellan verarbeiten, Sie können oben am Killesberg alles machen, was bereits unter Bernhard Pankok zum Konzept gehörte.

Edith Neumann:

Man kann dort auch drucken.



Nils Büttner:

Selbstverständlich. Alle Formen von Drucken: Durchdruck, Flachdruck und Tiefdruck. Man kann hier alles machen. Pankoks Motto war: »Was gedacht werden kann, soll auch gemacht werden können.« Das sollte dann eben in diesem neuen Bauwerk möglich werden, wo die Studierenden so eingerichtet werden, dass sie immer wieder an neuen Werkstätten vorbeikommen, und, dass sie einen bestimmten Turnus durchlaufen. Das war etwas, was nachher Fortsetzung fand, zum Beispiel im Bauhaus. Vom Bauhaus in Weimar wird unfassbar viel geredet. Es ist in aller Munde. Vieles was am Bauhaus passierte, hat aber seine Wurzeln in Stuttgart. Zum Beispiel im Unterricht von Bernhard Pankok; noch wichtiger im Unterricht von Adolf Hölzel. Der Grundkurs von Hölzel, den Johannes Itten und Oskar Schlemmer besuchen, wen repetieren die? Wenn Sie die Hefte, die diejenigen, die am Bauhaus 1919 den Eingangskurs besuchen, neben die Hefte legen, die die Hölzel-Schülerinnen hinterlassen haben, das ist eins zu eins das gleiche Programm: shift, copy and paste. Gerade Oskar Schlemmer wusste unglaublich gut, was an der Kunstgewerbeschule passierte, weil sein Bruder Willi dort Buchbindermeister war. Willi Schlemmer arbeitete oben an der Kunstgewerbeschule und Schlemmer kannte diesen Bau. Das heißt also, dass diese Werkstattausbildung und die Idee, dass man daraus auch gemeinsam künstlerisch gestalten könne, also das, was hier in Stuttgart nebeneinanderher passierte, etwas war, was dann im Bauhaus nachher fruchtbar geworden ist, so dass man aus württembergischer Perspektive eigentlich mit Stolz sagen kann: Das Bauhaus, das haben wir erfunden!!!

Edith Neumann:

Dann würde ich jetzt als Schlusswort gerne versuchen, noch einen Punkt anzubringen, und zwar: Was kann man denn wirklich sagen? Die positive Entwicklung, die Wilhelm II. angestoßen hat – er stößt sie ja an – er fördert das Ganze und das braucht natürlich ein bisschen Zeit. Es braucht auch ein bisschen mehr Zeit, denn der König stirbt in diesen Jahren. Nach 1918 ist er nicht mehr als Souverän da. Aber die künstlerische Avantgarde, das Thema der Abstraktion, bleibt ja. Wenn man jetzt rückblickend darauf schaut: Die Entwicklung, die er angestoßen hat, was bedeutet das für Stuttgart und für die Kunst konkret?

Nils Büttner:

Die Entwicklung, die er angestoßen hat und was er nicht mehr erleben konnte war, wie das, was in Stuttgart gesät wurde, in die Welt hinausging. Kurz nach dem Ersten Weltkrieg, schauen wir auf das Jahr 1919: Die Gruppe, in der zum Beispiel Oskar Schlemmer zusammen mit Willi Baumeister arbeitet, ist ein Stück künstlerische Avantgarde in Württemberg, die aber hier keine Heimat mehr finden. Das heißt also, das was König Wilhelm II. angestoßen hatte, geht von Stuttgart in die Welt hinaus. Was hier bleibt, ist wenig. Hölzel, zum Beispiel, wird ersetzt durch Walter Schmidt, ein Maler, dessen Name Ihnen wieder begegnet, wenn es darum geht, große nationalsozialistische Monumente anzuschauen: marschierende Soldaten im Relief, Siegende und Triumphierende in Schützengräben, deutsche Männer an der Werkbank und so weiter. Also Walter Schmidt ist sozusagen das perfekte Gegenteil von Hölzel gewesen. Die Akademie und auch die Kunstgewerbeschule nehmen einen anderen Weg, der tatsächlich noch ein bisschen in Richtung Moderne führt, aber dann auch immer schwieriger wird. Nochmals passiert in Stuttgart Innovatives – auch in den 1920er Jahren. Man erinnere nur an die Weißenhof-Ausstellungen, davon wird zu reden sein, die findet direkt neben der Kunstgewerbeschule statt. 1927, als diese Ausstellung läuft, lässt Pankok eine Zeltstadt aufbauen. Das war die größte Kunstgewerbe-Ausstellung, die es in Württemberg in der Zeit gegeben hat. Das strahlt aus, das nimmt die ganze Welt wahr. Das heißt also, das was Wilhelm ermöglicht hatte, ist eine Perspektive, die noch in den 1920er Jahren ganz viele Früchte trägt.

Edith Neumann:

Aber vielleicht auch noch ein Stückchen weiter, mit Willi Baumeister »danach«.

Nils Büttner:

Baumeister ist hier ausgebildet worden und ist dann 1919 aktiv, um dafür zu sorgen, dass als Nachfolger Hölzels Paul Klee berufen wird. Das Ganze scheitert, weil es eben zum Beispiel die »Herren-Abende« nicht mehr gibt, wo man sich genau darüber hätte verständigen können. Also es ist tatsächlich so, dass es hätte klappen können, aber das funktioniert dann eben nicht mehr. Das bedeutet, dass Baumeister weiterhin seinen Weg macht und seinen Weg geht. Das machen selbstverständlich auch die, die im Deutschen Werkbund aktiv sind. Auch die Weißenhof-Ausstellung ist so eine Initiative. Die Ausstellung »Die Wohnung« wird vom Werkbund organisiert, und im Werkbund sitzt zum Beispiel Theodor Heuss, der zu den Gründungsmitgliedern gehört, und der selbstverständlich engste Kontakte pflegt und dafür sorgt, dass nach dem Krieg 1946 wieder da weitergemacht wird, wo man 1919 aufgehört hat.



Edith Neumann:

Es gibt also schon noch ein »danach«, aber auch eine große Zäsur.

Nils Büttner:

Genau, es gab eine große Zäsur, wo man sagen muss, auch da passierten viele Dinge an der Stuttgarter Akademie und auch viele interessante Dinge. Aber tatsächlich ist das natürlich eine besonders schwierige Zeit, weil man auch aus tiefster Überzeugung in Württemberg dann wieder andere Formen von Kunsthandwerk, weniger Moderne usw. förderte. Pankoks Abschied zum Beispiel, 1936, ist einer, der vom Württembergischen Künstlerbund noch gefeiert wird, aber der ansonsten eher ein trauriger Abschied ist. Die Akademie während der Zeit des Nationalsozialismus ist ein spannendes Thema, ein finsternes Thema, mit dem man sich vielleicht auch mal beschäftigen kann. Aber wie gesagt, das führt von unserem Thema ganz weit weg, und wir haben es tatsächlich geschafft, glaube ich, da ein bisschen einen Eindruck zu vermitteln. Das hoffe ich zumindest.

Edith Neumann:

Auf jeden Fall, vielen Dank Herr Büttner. Wir haben uns König Wilhelm II. heute von einer ganz anderen Seite genähert. Von einer Seite, die wirklich eine sehr spannende ist und auch tatsächlich nicht so im Bewusstsein der Menschen verankert ist. Diese wird gern vergessen, aber es ist ein sehr wichtiger Part, den der König da einnimmt. Das haben Sie uns wirklich sehr gut und in vielen Details geschildert, nochmals vielen Dank! Es war sehr spannend. Vielen Dank auch Ihnen allen fürs Zuschauen. Natürlich geht es nächsten Mittwoch weiter mit einem weiteren Gast, nämlich Professor Dr. Klaus Jan Philipp. Da wird es um Architektur gehen: »König Wilhelm II. als Erbauer einer modernen Residenzstadt.« Ich bedanke mich ganz herzlich und wünsche Ihnen einen schönen Abend.



»König Wilhelm II. und der Deutsche Flottenverein«

Ein Gespräch mit Bernd Ellerbrock



Aufzeichnung des Gesprächs vom 4.2.2022. Link: <https://youtu.be/Zv4nLFHxVR4>

Torben Giese:

Herzlich willkommen, meine Damen und Herren zu unserer nächsten Veranstaltung im Rahmen des langen Diskursjahres und zu unserer Ausstellung zu »Wilhelm II. – König von Württemberg«. Wir kommen jetzt in die letzte Phase des Diskursjahres. In dieser diskutieren wir, ich nenne das vielleicht einmal: etwas problematischere Themen zu König Wilhelm II. von Württemberg. Ich bin heute sehr froh, Herrn Bernd Ellerbrock bei mir zu wissen. Er ist freischaffender Journalist, der sich intensiv mit Schifffahrtsgeschichte und auch mit der Flottenpolitik auseinandergesetzt hat und dann mit einem Aufsatz auf sich aufmerksam gemacht hat in der Zeitschrift »Schwäbische Heimat« zur Flotten-Ausstellung hier in Stuttgart und auch zu der Rolle von König Wilhelm II. So sind wir eigentlich zusammengekommen. Herr Ellerbrock, erzählen Sie uns: Was hat das denn mit dieser Flotten-Ausstellung auf sich? Und an was haben Sie genau gearbeitet?

Bernd Ellerbrock:

Ich hätte mir ehrlich gesagt, auch nicht ausdenken können, dass ich mit einem maritimen Thema in Stuttgart landen würde, aber das erklärt sich jetzt relativ schnell. Wir müssen jetzt gemeinsam zurück in das Jahr 1900. Es war ein Schlüsseljahr für die Flottenpolitik im wilhelminischen Kaiserreich. Warum? Weil im Januar 1900 dem Reichstag ein Gesetz vorgelegt wurde, mit dem ein bereits existierendes Flottengesetz novelliert werden sollte. Dieses Flottengesetz war gerade erst anderthalb Jahre alt. Man rieb sich die Augen, denn mit diesem ersten Flottengesetz war eigentlich erst einmal das geregelt, worum der Kaiser und sein oberster Flottenbauer Alfred von Tirpitz schon jahrelang vergeblich gerungen hatten. Der Reichstag beschloss nämlich mit diesem Gesetz, wie viele Schlachtschiffe das Deutsche Reich besitzen soll, an Typ und Aus-

maß, und beschloss auch einen langjährigen Bauplan. Aber die beiden waren nicht zufrieden, muss man sagen, denn Schlachtschiffe und Flottenbau waren eine regelrechte Obsession von Kaiser Wilhelm II., und zur Seekriegstrategie von Tirpitz gehörten auch deutlich mehr Schlachtschiffe als der Reichstag bis dahin genehmigt hatte. Mit diesem neuen Gesetz sollte nun ein Quantensprung organisiert werden, nämlich die Schlachtflotte sollte verdoppelt werden. Das muss man sich mal vorstellen: Es sind nicht nur mehr Schiffe, die gebaut werden, statt 19 Stück 38, da hängen ja auch Dinge wie die Ausweitung der Werftkapazitäten, Ausweitung der Docks, der Hafenanlagen mit dran, und die Mannschaften wollten ja auch bestückt werden. Die Historiker sind sich darüber einig, dass mit diesem zweiten Flottengesetz, wie es dann später hieß, das eigentliche Wettüben zur See begann, mit all



den unheilvollen Nebenwirkungen, die ja satt-
sam bekannt sind. Kaiser Wilhelm II. hatte re-
lativ früh die Parole ausgegeben: »Es muss
Stimmung im Land gemacht werden!«, weil
die Situation im Reichstag schwierig war, die
Abgeordneten überhaupt dazu zu bewegen.
In Alfred von Tirpitz hat er den Mann gefunden,
den Historiker später als den ersten modernen
Propagandaminister der Neuzeit bezeichnet
haben. Er entfaltete schon zum ersten Flotten-
gesetz eine wahnsinnige Propagandashow
und hatte sich dazu auch eine ganze Abtei-
lung in seinem Reichsmarineamt geschaffen.
Für das jetzt anstehende Gesetz wollte man
aber anders vorgehen. Man hatte zwischen-
zeitlich, gleich nach Verabschiedung des ers-
ten Gesetzes, den Deutschen Flottenverein
gegründet. Das war eine Gründung von oben,
nämlich vom Reichsmarineamt und unter-
stützt von den sogenannten Panzerplatten-
Patrioten, wie Krupp und andere, die natürlich
an dem Schlachtschiffbau verdienten. Das
oblag jetzt sozusagen diesem Flottenverein
als Agitationsverein, der im Kaiserreich mit
einer Million Mitgliedern der größte Agitations-
verband überhaupt wurde. Im Laufe der Zeit
begann eine gigantische Propaganda-Kam-
pagne im ersten Halbjahr 1900. Bestandteil
dieser Kampagne waren verschiedene, wirk-
lich geniale Ideen, das muss man einfach mal

sagen. So wurde eine ganze Kriegsflotte den
Rhein aufwärts geschickt bis Karlsruhe und
wieder zurück. Und nun sind wir in Stuttgart
angekommen: Es kam zur größten jemals im
Deutschen Reich gezeigten Marine-Ausstel-
lung, die man in mehreren Großstädten prä-
sentierte. Diese passte in 18 Eisenbahnwag-
gons. Diese Marine-Ausstellung kam auch
nach Stuttgart. Dazu muss man wissen, und
das wäre jetzt der erste interessante Punkt,
dass sich dieser Deutsche Flottenverein über
Landesverbände organisierte und man immer
jemanden suchte, der das Protektorat über-
nahm. Das waren immer Menschen mit
blauem Blut, wie man so schön sagt, also
Fürsten und Adelige. Und König Wilhelm II.
erklärte sich tatsächlich bereit, das Protektorat
für seinen Landesverband des Flottenvereins
zu übernehmen. Das war, wie ich finde, schon
mal recht mutig, denn er wusste ja, dass die
Flottenbegeisterung in Württemberg nicht
sonderlich ausgeprägt war. Ich habe mir mal
die Ergebnisse der Wahlen zur Zweiten Kam-
mer aus den Jahren 1895 und 1900 ange-
schaut. Da hatten die beiden Parteien, die
dezidiert gegen Flottenrüstung waren, eine
Mehrheit. Das waren die Sozialdemokraten
und die Deutsche Volkspartei. Nimmt man
noch das Zentrum hinzu, unsichere Kantonis-
ten aus der Sicht von Tirpitz, dann stellten die-
jenigen, die in Württemberg nicht begeistert
waren über eine Flottenvermehrung etwa
zwei Drittel der Abgeordneten dar. In dieser
Situation war natürlich ein beliebter König wie
Wilhelm II. Gold wert für Tirpitz, für den Kaiser,
für die ganzen Flotten-Fanatiker und Fans, dass
Wilhelm II. dieses Protektorat übernommen
hat. Die Marine-Ausstellung wiederum, die in
Stuttgart tatsächlich stattgefunden hat, ist in
ihrer Entstehungsgeschichte auch sehr interes-
sant. Hier hatte auch noch jemand anderes ein
Interesse, diese Ausstellung auszurichten. Das
war Karl Graf von Linden, nach dem das Stutt-
garter Völkerkundemuseum benannt ist. Die-
ser war damals Vorsitzender des Vereins für
Handelsgeografie und wollte unbedingt die
Ausstellung hierher holen. Das ließ sich natür-
lich der Flottenverein so nicht bieten. Dieser
hatte quasi, aus heutiger Sicht, die Rechte an
diesem Format. Man versuchte zunächst, eine
gemeinsame Ausstellung zu realisieren. Das
tut jetzt alles nichts zur Sache, es ist nur un-
heimlich spannend, wie zwei patriotische
Vereine sich damals in Stuttgart letztendlich



gegenseitig bekämpften. Da wurden Eitelkeiten ausgetragen, noch und nöcher. Zum Schluss hatte von Linden mit seinem Verein, auf gut Deutsch gesagt, die Nase voll und erklärte: »Wir machen nicht mehr mit!« Der Flottenverein war gerade erst im April 1898 gegründet worden, also noch Frischling in der Szene und stand plötzlich mutterseelenallein da und wollte nun diese Flotten-Ausstellung organisieren. Hinzu kam noch folgendes: Graf von Linden hatte die Städtische Gewerbehalle angemietet, um dort die Ausstellung zu zeigen, und als die städtischen Vertreter mitbekamen, dass der Flottenverein auch noch mit von der Partie sein würde, haben diese ihren Zeigefinger gehoben und gesagt: »Das ist doch ein politischer Verein, die machen doch Politik, dafür steht unsere Gewerbehalle nicht zur Verfügung!« Nun stand der Flottenverein auch noch ohne Ausstellungsgebäude da. Und wer half ihm aus der Patsche? Wilhelm II., in diesem Fall der König. Warum? Er übernahm nun auch noch das Protektorat für die Marine-Ausstellung, was ja auch wichtig war, dafür ist er auch gelobt worden. Er stellte seinen Königsbau als Ausstellungshalle zur Verfügung. Das Ganze ist sehr interessant, finde ich, wenn ich das um dieses Thema abzuschließen mal vortragen oder vorlesen darf. Der Kaiser schreibt an seinen Namensvetter König Wilhelm II.: »Ich danke dir aufrichtig dafür, dass du einen erneuten Beweis davon gegeben, dass Deutschlands Fürsten bei allen Bestrebungen zum Wohl unseres Vaterlandes vorangehen.« Und Wilhelm II. schrieb an den Kaiser: »Eben habe ich als Protektor die Marine-Ausstellung eröffnet, bin hochofrenet und überrascht durch deren Glanz und Vielseitigkeit und eile dir meinen aufrichtigsten, tief empfundenen Dank zu sagen, dass du deren Kommen auch in mein Land so gnädig gefördert hast. Möge diese aufs Neue den breitesten Schichten der Völker des gesamten Vaterlandes, jetzt insbesondere uns Schwaben zeigen, was in unserer Marine schon geschehen, was ihr nottut zum Schutze deutschen Handels, zur Stärkung des Ansehens Deutschlands. Möge Gottes Segen auf deinen weit blickenden hohen Zielen ruhen zu einer herrlichen Entfaltung der deutschen Flagge und des deutschen Namens.« Das schrieb König Wilhelm II. an Kaiser Wilhelm II.



Torben Giese:

Wenn man das so hört, muss man ja als erstes das auch einordnen. Wie würden Sie das beschreiben? Die Stadt sagt ja es ist ein politischer Verein, eine politische Agitation. Worum geht es diesem Flottenverein? Es geht um die Aufrüstung der Flotte, aber warum, was ist das Ziel dieser Aufrüstungen? Und was trägt Wilhelm II., König von Württemberg, da auch mit?

Bernd Ellerbrock:

Diese Flottenaufrüstung war, darüber sind sich Militärgeschichtler einig, ganz klar gegen England gerichtet. Das war auch das Tirpitz'sche see-strategische Kalkül. Er wollte eine Schlachtflotte, die in etwa zwei Drittel von der Größe der englischen Flotte hatte. Warum zwei Drittel? Weil ein Drittel der englischen Flotte immer disloziert war nach Übersee. Er wollte also gleichstark sein. Er wollte eine Schlachtflotte für eine gigantische, titanische Schlacht haben, die er selber in einer Denkschrift beschrieben hat, die zwischen Helgoland und der Themse ausgetragen werden sollte. Eine große Schlacht in der Hoffnung, dass die Deutschen in dieser obsiegen würden. Tirpitz glaubte auch, diese Schlachtflotte hätte eine abschreckende Wirkung. Er dachte ebenfalls, dass Deutschland dadurch bündnisfähiger sei. Das genaue Gegenteil war, wie wir heute wissen, eingetreten. Es isolierte Deutschland immer mehr, und die Motive des Kaisers waren schwer zu ergründen. Ich glaube, der Kaiser hat sich einfach delectiert an diesem Schlachtrüsten zur See. Der Historiker Michael Stürmer hat einmal gesagt: es war auch ein Faszinosum für die Massen. Und diese Faszination hatte Kaiser Wilhelm II. erfasst und höchstwahrscheinlich auch König Wilhelm II., und viele weitere Menschen. Ein seestrategisches Kalkül

hatte der Kaiser, nach meinem Dafürhalten, so dezidiert nicht. Aber die beiden Herren trafen sich in ihren Interessen. Was sich ja eben auch schon angedeutet hat: Wer hat den Flottenverein eigentlich gegründet mit dieser Art von Aufrüstung, nichts anderes war es ja? Damit ließ sich auch gut Geld machen. Deshalb war bei der Gründungsveranstaltung des Flottenvereins die gesamte deutsche Schwerindustrie vertreten. Also da war ein handfestes ökonomisches Interesse für diese Form von Aufrüstung vorhanden.

Torben Giese:

Wäre es denn vermessen zu sagen, dass die Flottenpolitik und die Aufrüstung der Flotte eigentlich das größte Symbol für einen neuen aggressiven deutschen Nationalismus waren, zu dem dann auch der Kolonialismus gehört? Die Idee vom Platz an der Sonne, in der sich sozusagen auch bestimmte Großmachtsphantasien, die am Anfang um die Jahrhundertwende entstehen, verdichten. Kann man das so sagen? Und macht sich König Wilhelm II. von Württemberg auch mit Dingen gemein, die eigentlich nicht so mit ihm in Verbindung gebracht werden?



Bernd Ellerbrock:

Zur ersten Frage: Der Sound des Flottenvereins war patriotisch. Er war schon um 1900 anglophob, also gegen England gerichtet. Der Leitsatz des Flottenvereins war: National gesinnt müssen die Angehörigen des deutschen Flottenvereins sein. Deutsch bis ins Mark. Das war Vorbedingung. Also damit war ja der ganze Sound, die ganze Intention schon gegeben. Der Flottenverein war nichts anderes als der verlängerte Arm des Reichsmarineamtes unter Tirpitz, der, wie eben beschrieben, die Propaganda machen und organisieren sollte, um

Stimmung im Volk zu erzielen und damit natürlich auch indirekt Abgeordnete des Reichstages zu beeinflussen. Also der Druck von der Straße und die öffentliche Meinung waren die Zielsetzungen des Flottenvereins. Den Fragen, inwieweit, ich sage jetzt mal König Wilhelm II., diese Position übernommen hat, inwieweit er sie verinnerlicht hat, inwieweit er die Ziele des Flottenvereins auch kontinuierlich mitgetragen hat, bin ich natürlich auch nachgegangen und habe darauf ein paar Antworten. Das eine ist, glaube ich, relativ klar: Dieses Protektorat für die Marine-Ausstellung war keine Eintagsfliege, auf gar keinen Fall. König Wilhelm II. war »seinem« Flottenverein, seinem Landesverband treu bis ans bittere Ende. Er nahm auch weitere Schirmherrschaften für Wohltätigkeitsveranstaltungen auf sich. Es fand in Stuttgart auch eine Hauptversammlung des Flottenvereins statt, wo auch der Bruder von Kaiser Wilhelm II., Prinz Heinrich, bekannt durch seine berühmte Mütze und Protektor des Gesamtvereins, anwesend war und König Wilhelm II. in der Uniform des Ulanen-Regiments aufschlug und dem Ganzen beiwohnte. Er spendete auch für dubiose Unterfangen wie, zum Beispiel, für eine ostasiatische Nachrichtenexpedition während des Boxeraufstandes. Er nahm mit seiner ganzen Entourage an einer Veranstaltung teil, bei der ein Schiff auf sein Schwabenland getauft wurde. Dazu ist er nach Wilhelmshaven gefahren und hat die Taufrede gehalten, natürlich ganz im Duktus, wie erwartet. Es geht dann weiter bis in den Krieg hinein. Im November 1916 unterstützte er den Opfertag zugunsten unserer tapferen Kämpfer zur See. Das war kurz nach der berühmten Schlacht vor dem Skagerrak. Und was mich etwas irritiert hat, aber auch das gehört dazu: Er gab dem Großadmiral Hans von Koester noch am 3. Oktober 1918 eine Audienz mit allen protokollarischen Ehren. Der Krieg war verloren, und zu diesem Zeitpunkt lag längst von der Seekriegsleitung die berühmte Denkschrift vor, dass man diese Flotte noch in eine letzte ultimative Schlacht schicken wolle, um die Ehre der Marine zu retten, auch um den Preis, dass man da noch sinnlos zehntausende von jungen Matrosen in den Tod geschickt hätte. Sein Engagement für den Flottenverein zieht sich über all die Jahre hindurch. Und das ist auch nur das, was ich aus den Akten erlesen konnte. Meine Vorstellung dazu ist, dass sich da sicherlich noch alles

mögliche andere ergeben hat, was gar nicht aktenkundig geworden ist. Zu Ihrer zweiten Frage: Wie war eigentlich seine innere Einstellung? Mit wieviel Überzeugung hat er das getan? Man kann zum Beispiel sagen: Protektorate für den Flottenverein haben insgesamt, nach meinem Kenntnisstand, 53 Fürsten oder Menschen aus Fürstenhäusern übernommen. Das gehörte sich protokollarisch einfach, das war Staatsräson. Wenn er ein Schiff getauft hat auf den Namen seines Landes, gehörte es sich protokollarisch auch dabei zu sein. Genau so wie der damalige Oberbürgermeister von Stuttgart auch dabei war, als ein kleiner Kreuzer auf den Namen »Stuttgart« getauft wurde. Ich möchte mal gerne vorlesen, welche Rede er zum Beispiel auf der Hauptversammlung 1905 in Stuttgart gehalten hat. Diese Rede haben keine Subalternen für ihn geschrieben, sondern, aus den Akten wird ersichtlich, dass es eine von ihm selbst handschriftlich formulierte Rede war. Es ist immer wichtig zu wissen, ob ihm das irgendwelche Leute vorgelegt haben oder ob er sich selbst Gedanken gemacht hat. Eine kleine Passage aus dieser Rede: »Wir bewundern den weiten Blick Seiner Majestät des Kaisers, der längst erkannt hatte, was eine starke Wehr zur See bedeutet. Mir selbst war es erst spät vergönnt, durch eigenen Augenschein mich von der überwältigenden Großartigkeit jener gepanzerten Riesen zu überzeugen, dies war bei der Eröffnung des Kaiser-Wilhelm-Kanals. Aber stolz war ich vollends, als ich einem würdigen jungen Gliedes der ersten Flotte den Namen meines Heimatlandes beilegen durfte«. Und noch ein Zitat inoffizieller Art, er war ja mit Gottfried von Reden befreundet, und da gibt es einen Brief an seinen Studienfreund mit folgendem Inhalt: »Der Tag auf der Nordsee war durchaus gelungen: prachtvolles Wetter, tadelloser Stapellauf wie geschmiert, große vaterländische Begeisterung und Zerschellen der Sektpulle auf Antrieb in 1000 Scherben. Nachmittags noch eine Fahrt in See auf einem Torpedoboot, besteigen seiner Majestät des Schiffs Württemberg, großes Manöver des Geschwaders von Panzern, umschwirrt von ungezählten Torpedos. Was will man mehr?« Das ist ein sehr privater Brief, aus dem meiner Meinung nach die ganze Begeisterung, die ihn ja offenkundig erfasst hat, spricht.



Torben Giese:

Ich glaube, man kann sagen, dass die Begeisterung in diesen Dingen sehr deutlich wird. Diese Begeisterung erfasst ja auch die Stuttgarter, diese strömen ja wie die Wahnsinnigen in die Marine-Ausstellung. Wie viele Tage war sie zu sehen und wieviele Menschen waren da? Was ist dort eigentlich zu sehen gewesen?

Bernd Ellerbrock:

Die Marine-Ausstellung wurde dezidiert ausgerichtet vom Flottenverein, also nach den Querelen in Stuttgart. Ausrichter war Carl Busley, ein Intimus von Kaiser Wilhelm II. und Generalbevollmächtigter der Schichau-Werke, die »Krupps von der Ostsee«, ein großes Rüstungsunternehmen und größter Torpedobootbauer der Welt. Daran erinnert sich heutzutage kaum noch einer. Busley hat diese Ausstellung organisiert mit Schiffsmodellen und mit original Schnellfeuergewehren. Dort war auch die »Württemberg« zu sehen. Auch klar, warum nun gerade die »Württemberg«? Diese war mit ihrem gesamten Vorderbau riesengroß aufgebaut, mit all den nautischen Geräten, die darin waren. Ich sage jetzt mal: damit es nicht allzu militaristisch und zu waffenklirrend daherkam, waren da aber auch Dinge zu sehen wie Seezeichen oder der Rettungsdienst. Aber der Schwerpunkt dieser Ausstellung waren maßstabsgetreue neue Schiffe, und 90 Prozent davon waren natürlich Kriegsschiffe. Diese Ausstellung haben an insgesamt sechs Orten in Dortmund, Breslau, Dresden, Darmstadt, Stuttgart und Wuppertal insgesamt 420.000 Menschen gesehen. Man kann das anhand der Abrechnung der Eintrittskarten in den Akten nachvollziehen. Hier in Stuttgart waren es etwa 40.000 nach meiner Erinnerung. Was man auch wissen muss, in diese Ausstellung gingen natürlich Lehrer mit ihren Schulklassen. Aus

dem ganzen Umkreis von Stuttgart waren Sonderzüge eingetroffen mit Schulklassen, die junge Leute in diese Ausstellung brachten. Das gleiche bei dieser Torpedo-Flottilla, die den Rhein aufwärts fuhr. Auch da standen Hunderttausende am Rhein und jubelten diesen Schiffen zu und ganze Schulklassen standen Spalier. Das ist schon etwas, was man dem Kaiserreich auch insgesamt vorwirft: Die Militarisierung der gesamten Gesellschaft mit dem Fokus auf junge Menschen, die damals durch die Agitation, durch die ganze Semantik, durch die Sprache, die gesprochen wurde, darauf vorbereitet wurde, wie schön es ist, bis zum bitteren Ende den Opfertod für das Kaiserreich zu sterben. Es war zum Teil, wenn man die Reden liest, perfide. Da mussten die Oberklässler, nachdem sie so eine Marine-Ausstellung gesehen haben, darüber Aufsätze schreiben. Da hieß das Thema nicht etwa: »Erwäge das Für und Wider der Flottenrüstung«, sondern das Thema lautete – ich überspizte es mal – »Warum eine starke Flotte für das Vaterland gut ist«. Damit war natürlich schon eine Vorgabe gegeben für die Schülerinnen und Schüler. Das beschreibt ganz gut, was hier für eine Show abgezogen wurde, und das war im Jahr 1900.

Torben Giese:

Wenn man den Flottenverein weiterverfolgt, wird klar, dass König Wilhelm II. von Württemberg und auch Stuttgart bei der Mobilisierung von jungen Menschen in einem neuen aggressiven Nationalismus eine ganz aktive Rolle spielt. Jetzt kommt es ja noch einmal zu einer noch weiteren Radikalisierung der Flottenpolitik, wo dann auch zumindestens hinter den Kulissen ein Streit entsteht, welcher Protektor jetzt welchen Flügel unterstützt und so weiter. Auch da haben Sie herausgefunden, dass Württemberg zumindestens eine eher radikalere Rolle spielt.

Bernd Ellerbrock:

Ja, das ist richtig. Es gab eine Phase, die wird als die radikal-nationale Phase des Flottenvereins beschreiben. Sie begann ab 1905, also interessanterweise nach dem Kongress hier in Stuttgart und dauerte bis Januar 1908. In dieser radikal-nationalen Phase hatten zwei Männer das Sagen. Der eine war Fürst Otto zu Salm-Horstmar, später in der Weimarer Republik, ein glühender Antisemit und auf



der äußersten rechten Ecke angesiedelt. Der zweite und die eigentliche Kraft war General August Keim. Worin bestand jetzt die Radikalisierung? Diese fand auf zwei Feldern statt. Feld Nummer eins: Man überholte sozusagen die Flottenpolitik des Reichsmarineamtes und die des Kaisers von links und von rechts zugleich. Man stellte Forderungen, die noch nicht einmal die Reichsleitung aufstellte. Das ging so weit, dass man ein sogenanntes »drittes Doppelgeschwader« forderte. Das war die Intention von Tirpitz, und das hätte die deutsche Flotte zum Gleichstand mit der englischen gebracht und natürlich auch England noch einmal aufs Blut gereizt. Deshalb war das eine Radikalisierung, die am Ende weder Tirpitz noch der Kaiser mittragen konnten. Das störte ihre Kreise, und der Flottenverein war ja auch nicht von ihnen gegründet worden, damit er ihnen das Geschäft verdirbt und Konkurrenz macht. Die zweite Radikalisierung finde ich persönlich aber viel spannender. Diese bestand in der Politik, wirklich in der Politisierung des Flottenvereins. Also, die Frage: Ist das ein politischer Verein oder nicht, durchzieht die gesamte Geschichte des Vereins. Man verständigte sich dann darauf, es sei auf gar keinen Fall ein parteipolitischer Verein und auch diese Linie verließ Keim, indem er nämlich nachweislich zur Reichstagswahl im Jahr 1907 die Flottenvereinsmitglieder und notabene, zu dem Zeitpunkt waren das über eine Million, aufrief, dezidiert bestimmte Parteien – und Sie können sich jetzt ausdenken welche – nicht zu wählen. Die Sozialdemokraten klar, aber auch das Zentrum nicht. Es ist deshalb interessant, weil man wissen muss, warum es überhaupt zu dieser Wahl im Jahr 1907 kam. Diese hieß im Volksmund »Hottentottenwahl«. Es war nämlich so, dass zu diesem Zeitpunkt 1905/06 die Deutschen in Namibia einen

brutalen Kolonialkrieg gegen die Herero und Nama geführt haben, was dann irgendwann auch den Reichstag erreichte. Trotzdem wollte die Reichsregierung über einen Nachtragshaushalt frisches Geld haben, um den Krieg dort weiter finanzieren zu können, nämlich gegen die Nama. Das Zentrum weigerte sich jedoch, und damit gab es für diese Geldbewilligung keine Mehrheit. Verfassungsrechtlich war es dann so: Der Kaiser löst den Reichstag auf, stinksauer natürlich. Es gab Neuwahlen und deshalb die Bezeichnung »Hottentottwahlen«. Das finde ich einen interessanten Aspekt, dass sie dazu aufriefen, das Zentrum nicht zu wählen. Jeder wusste, dass das Zentrum schuld daran war, dass es kein Geld mehr für den Krieg gab und, dass sie sowieso schwankende Kantonisten in Sachen Flottenpolitik waren. Das war der Hintergrund, den ich jetzt etwas ausführlicher schildern musste. Und es wird ganz klar, dass Tirpitz und der Kaiser keinen loswerden wollten. Nicht, weil aufgerufen wurde, das Zentrum nicht zu wählen, das war ja politische Strategie oder der Bülow-Block für die, die damit etwas anfangen können. Aber es gab eben auch den anderen Aspekt. Jetzt zu König Wilhelm II.: Der Flottenverein in Württemberg, der Landesverband stellte sich eindeutig bis zum bitteren Ende hinter August Keim. Die Speerspitze der Bewegung gegen diese Radikalisierung, also die gemäßigten Kreise im Flottenverein waren rund um Kronprinz Rupprecht von Bayern versammelt. Dieser sagte: »Wenn ihr den Keim zum geschäftsführenden Vorstand wählt, lege ich mein Protektorat nieder«. Das hat er dann auch getan. Ein zweiter war Großherzog Friedrich August von Oldenburg. Auch er legte sein Protektorat nieder. Und im eigenen Ländle hatte er seinen Vetter, den Fürsten Wilhelm von Urach. Dieser war Vorsitzender des Flottenvereins hier in Württemberg. Er schrieb mehrere bitterböse Briefe, dass er diesen extremen Kurs nicht mitmachen würde. Ich lese daraus mal vor: »Die Resolution steht in direktestem Widerspruch zu meiner innersten Überzeugung. Sie ist dem Geiste nach eine deutliche Anerkennung der Wahl Keims und somit von seinem Präsidium übernommenen extremen Systems, das der württembergische Landesverband nun auch zum seinigen macht, im Gegensatz zu dem unter meiner Leitung bisher verflochtenen Grundsätzen.« Und Fürst von Urach trat zurück.

Torben Giese:

Deutlicher können wir gar nicht schließen. Ich glaube, wenn man die Position von König Wilhelm II. zur Flottenpolitik sieht, lohnt es sich auf jeden Fall, darüber nachzudenken, ob er das Bild des liberalen modernen Herrschers, das wir zu Recht natürlich auch pflegen, zumindestens akzentuieren müssen. Was man, glaube ich abschließend sagen kann, wenn man das heute betrachtet: Er war auf jeden Fall ein überzeugter Nationalist und hat natürlich auch den aggressiven Nationalismus, der ja nicht nur gegen England gerichtet war, vertreten. Deutschland hatte damit die zweitstärkste Flotte in der Welt, und das auch ganz bewusst. Das war auch das Ziel, das hat er natürlich schon mitgetragen. Das kann man doch auf jeden Fall so sagen zum Abschluss.



Bernd Ellerbrock:

Ich würde abschließend gerne sagen: Ich habe nicht zu Wilhelm II. recherchiert, geschweige denn geforscht. Ich möchte auch nicht den Stab brechen, weil ich habe ja mehrfach ausgeführt, dass man immer auseinanderhalten muss, was damals gang und gäbe war. Und was hat er gemacht, weil es sich so gehörte in seiner Funktion als König? Aber ich bleibe bei meiner These: Er war dem Flottenverein von Anfang bis Ende treu. Er hat gewusst, um was es geht. Es ist ja auch erstaunlich, dass Menschen, die sich für Politik interessierten, das alles in den Zeitungen mitverfolgen konnten. Also er hat ja nicht auf dem Baum gelebt, er wusste, um was es ging. Und er hat in der entscheidenden Phase – auch dabei bleibe ich – auf der falschen Seite gestanden, jedenfalls mit heutigen moralischen und politischen Kriterien. Ob das jetzt insgesamt bei Ihnen hier in Württemberg zu einer Neubewertung der Persönlichkeit führt, sei mal dahingestellt, aber ich denke, diese beiden Dinge kristallisieren sich heraus. Ich könnte jetzt noch mehr aufführen, aber ich glaube es reicht für den Moment.

Torben Giese:

Vielen Dank. Ich möchte mich wirklich bei Ihnen bedanken. Da kommt jemand aus dem hohen Norden und erforscht endlich diesen Aspekt der Lokalgeschichte und sitzt zum Schluss hier im Stadtpalais in Stuttgart. Ich finde, das ist eine ganz großartige Geschichte, und ich glaube, es geht hier überhaupt nie darum, Recht zu sprechen oder jemanden zu bewerten. Aber es geht hier in unserem Diskurs darum, viele Facetten zu beleuchten und viele Facetten anzuschauen, viele Perspektiven aufzumachen. Heute haben wir auf jeden Fall eine kennengelernt, die wir bisher überhaupt noch nicht kannten. Wir werden in den letzten Ausgaben des Diskurses noch auf die eine oder andere neue Facette schauen. Auch wiederum in der nächsten Folge, wo es um den Kolonialismus geht, der auch mit der Flottenpolitik zusammenhängt. Vielen Dank, Herr Ellerbrock, für die großartigen Ausführungen. Einen wunderschönen Abend noch.

Bernd Ellerbrock:

Danke, dass ich hier sein durfte.



»König Wilhelm II. und der Kolonialismus«

Podiumsgespräch mit Dr. Heiko Wegmann, Markus Himmelsbach und Linda Addae



Aufzeichnung des Podiumsgesprächs vom 18.2.2022. Link: <https://youtu.be/ryvwJyT94i4>

Torben Giese:

Einen schönen guten Abend. Schön, dass Sie da sind, an den Bildschirmen und auch hier im Publikum. Es geht heute Abend um den Kolonialismus und die Beziehung von König Wilhelm II. von Württemberg zu diesem wichtigen und nicht ganz so angenehmen Stück deutscher Geschichte im Kaiserreich. Ich begrüße dazu Herrn Dr. Heiko Wegmann, der heute auch einen Impulsvortrag halten wird. Er ist Leiter des Forschungsprojekts »freiburg-postkolonial« und Ausstellungskurator der aktuellen Ausstellung »Schwieriges Erbe – Linden-Museum und Württemberg im Kolonialismus«. Ein Experte, kann man auf jeden Fall sagen, zum Kolonialismus hier in Württemberg. Ich begrüße auch Markus Himmelsbach, den gemeinsamen Kurator der Ausstellung und Provenienzforscher am Linden-Museum. Auch er ist ein ausgewiesener Kenner der Materie in diesem Stück württembergischer Kolonialgeschichte. Und ich begrüße auch Linda Addae von der frisch gegründeten Koordinierungsstelle Erinnerungskultur im Kulturamt und vor allem auch Mitautorin der Vorstudie im Stadtarchiv zum Denken und der Kolonialkultur hier in Stuttgart. Vielen Dank, dass Sie da sind. Wir möchten heute gemeinsam über die Rolle und die Beziehung von Wilhelm II. zum Kolonialismus in Württemberg sprechen, und wir freuen uns sehr auf Ihren Impuls, Herr Wegmann, legen Sie los.

Heiko Wegmann:

Vielen Dank für die Einladung. Ich freue mich, dass ich heute hier dazu sprechen kann. Zunächst mal möchte ich betonen, dass wir jetzt zum Thema Wilhelm II. König von Württemberg und Kolonialismus nicht einfach ins Regal greifen und auf einen Forschungsstand und Literatur zugreifen können. Deswegen haben wir das Ganze heute Abend auch eine Spurensuche genannt. Es ist immer ein bisschen Un-

sicherheit mit der Spurensuche verbunden: man sucht und vielleicht findet man etwas. Es muss aber nicht bei einer Spurensuche bleiben, denn es gibt eigentlich genug Hinweise, dass das ein lohnendes Thema ist. Wenn man zum Forschungsstand etwas sagen will, würde ich es zunächst einmal allgemeiner einordnen. Wir haben derzeit diese Ausstellung: »Linden-Museum und Württemberg in der Kolonialgeschichte«. Und in diesem Zusammenhang darf ich einmal kurz auf diese Publikation hinweisen: das Tribus-Jahrbuch des Linden-Museums mit dem Jahrgang 2020. Darin befindet sich ein Aufsatz, in dem praktisch der Forschungsstand zum Thema Württemberg und Kolonialgeschichte erstmal festgehalten ist, und das ergänzt sozusagen die Ausstellung. Wenn wir uns jetzt einmal anschauen, was denn bisher zum Thema König Wilhelm II.



und Kolonialismus gesagt wurde, gibt es nicht einen Forschungsstand in dem Sinne, aber es gibt durchaus viel biografisches Wissen zu Wilhelm II. Da heißt es: »Er war uneingeschränkt reichsfreundlich, anders als zum Teil seine Vorgänger.« Ferner hieß es, er interessierte sich für überseeische Angelegenheiten. Da fragt man sich natürlich was es denn heißt, sich für überseeische Angelegenheiten zu interessieren. In der eben angesprochenen Vorstudie des Stadtarchivs Stuttgart heißt es zu dem Thema: Es ist ein großes Forschungsdesiderat. Die Frage des Verhältnisses des Königshauses zum Kolonialismus ist dort also nicht bearbeitet worden. Aber es wird angesprochen, dass man sich darum auch weiter kümmern müsste. Bevor ich jetzt von meiner Seite tiefer einsteige, wollte ich noch einmal ein Zitat bringen über Wilhelm II., beziehungsweise es ist von ihm selbst angesichts des Krieges 1870/71 in Frankreich, wo er ja auf eine Art teilgenommen hat. Da schreibt Wilhelm II. in einem Brief: »Der Krieg ist furchtbar, aber schön ist die Begeisterung, mit der sich sämtliche Truppen in den Kampf stürzen.« Ich finde dieses »sowohl als auch« sehr prägend in vielerlei Hinsicht. Es gab ja eine Ausstellung zu Württemberg und dem deutsch-französischen Krieg, und in einem Beitrag findet man rechts am Rande eine Aussage, die Wilhelm 1870 ge-

tätigt hat: »Einen wunderbaren Anblick gewähren die Turkos. Das sind stämmigen Gesellen, in deren Gesichtsausdruck sich aber Hinterlist und Gemeinheit ausprägen.« Das war für mich insofern interessant, weil Wilhelm tatsächlich diesen Frankreichhass während des Krieges nicht mitgemacht hat, dem hat er sich verweigert. Das ist sozusagen auf der positiven Seite anzumerken und trotzdem in Bezug auf seine überseeischen Interessen, also bei den Turkos handelt es sich ja um Kolonialsoldaten, kommt dann noch etwas anderes mit dazu: Er hat da Kriegsgefangene vor sich und spricht bei ihnen von Hinterlist und Gemeinheit. Also auf Grund meiner bisherigen Forschung zum Thema »Württemberg im Kolonialismus«, das ist jetzt vielleicht auch als Kontext noch mal zu sagen, ist es einfach so, dass Württemberg einen starken Anteil am deutschen Kolonialismus gehabt hat. Das kann man, wie gesagt, auch in diesem Beitrag nachlesen. Es ist ein sehr hoher Anteil von Württemberg und insbesondere Stuttgartern gewesen, die überhaupt zur Gründung des Deutschen Kolonialvereins aufgerufen haben und dort auch entscheidende Funktionen hatten. Natürlich war auch der Präsident des Deutschen Kolonialvereins für die ersten Jahre Württemberger. Wenn wir hier ein paar Häuser weiter blicken, sehen wir das Gustav-Siegle-Haus. Dies war einer der Vorreiter des Deutschen Kolonialismus aus Württemberg. Das waren so Orte, die müsste man vielleicht mal bei einer Aufarbeitung des Kolonialismus mitbedenken, dass auch die Architektur etwas mit Kolonialismus zu tun hat, und Gustav Siegle wirklich auf verschiedenste Art und Weise. In diesem Kontext ist auch das zu verorten, was ich gleich noch zu Wilhelm II. sagen werde. Man muss vielleicht die Vorstellung loswerden, dass Kolonialismus etwas war, das da irgendwo in Berlin gemacht wurde und dann in den Kolonien. Nein, es hat auch ganz viel hier mit Stuttgart und mit Württemberg zu tun, und zwar auf den verschiedensten Ebenen, sei es Wirtschaft, Politik, Ideologie, Mission, Wissenschaft, Militär und so weiter. Das läuft letztendlich darauf hinaus, dass die Zeitgenossen, vor allen Dingen die Teile der gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen Elite der Ansicht waren, dass je mehr Württemberg zum Kolonialismus beiträgt, ein desto größeres Guthaben Württemberg auf dem im übertragenen Sinne nationalistischen Bankkonto hat.



Das war also nicht ein Gegensatz zwischen Reich und dem württembergischen Königreich, sondern damit konnte man seine Reputation erhöhen, wenn man stärker mitmachte. Das war letztendlich auch das, was in die Haltung von Wilhelm II. einging. Ich finde es wichtig, noch einen weiteren Punkt auszuleuchten, und zwar: was war eigentlich das engere Umfeld von Wilhelm II.? Da sticht natürlich absolut sein Kabinettschef und zeitweise Außenminister Julius von Soden ins Auge, der von 1846 bis 1921 gelebt hat und der der erste Gouverneur und Oberkommissar von Kamerun und von Togo gewesen ist. Bis 1890 und dann ab 1891 war er Gouverneur von Deutsch-Ostafrika. Das heißt, er ist in dieser frühen Phase, in der die Gouverneure und das Deutsche Reich noch nicht über viel Macht verfügt haben, mit sehr wenig Personal und Machtmitteln nach Kamerun gegangen. Jetzt wird aber oft der Fehler gemacht anzunehmen, dass er zu den »Guten« gehört, da er wenig Machtmittel hatte und sozusagen »wenig angestellt« hat. Das wird oft verklärt. Aber von Soden, das kann man wirklich in verschiedenen biographischen Beiträgen zu ihm nachlesen, sei im Grunde quasi ein moderner Entwicklungshelfer gewesen. Wenn man aber mal näher hinschaut, dann sieht man, dass er, auch wenn er jetzt vielleicht in diesem Sinne kein Konquistador gewesen ist, letztendlich aber genauso zur Durchsetzung eines deutschen Herrschaftsanspruchs beigetragen hat. Zum Beispiel durch die Ausbeutung von Menschen, die da nie gefragt worden sind: durch den Ausbau von Plantagen, der Wirtschaft und Enteignungen. Für Militärstrafaktionen, seien sie auch privat gewesen, ist er teilweise genauso verantwortlich gewesen. Er ist jemand, der wirklich zu den allerengsten Vertrauten von Wilhelm II. gehörte, schon als Corps-Bruder, dann als Kammerherr und Kabinettschef und eben als württembergischer Außenminister und Bevollmächtigter beim Bundesrat. Letzteres auch in einer Phase, in der sich die ganzen großen Kolonialkriege ereigneten. Das heißt, da weiß man eigentlich auch, wer mit wem diese Sachen am engsten besprechen konnte. Über von Soden ließe sich viel sagen, eine vernünftige Biographie steht noch aus. Aber es geht heute um Wilhelm II., und das sollte nur ein Aspekt sein. Trotzdem möchte ich noch einmal darauf hinweisen oder ich lese es kurz vor, weil oft wird ja gesagt, dass die Kritik am Kolonialismus etwas Aufge-

setztes ist, was von heute kommt und man würde mit heutigen Maßstäben die historischen Persönlichkeiten bewerten, und das wäre ja nicht angängig, vor allem, wenn man das wissenschaftlich macht. Ich möchte jetzt nur mal, um einen Punkt zu nennen, auf einen Brief eingehen, den King Bell oder auch Ndumb'a Lobe von Duala im Jahre 1888 verfasst hat, und zwar eine Beschwerde, die er bei Reichskanzler Bismarck und dem Deutschen Reichstag eingereicht hat, also Duala in Kamerun. Zehn Punkte umfasste sie. Er kritisierte ein rassistisches und erniedrigendes Verhalten von Gouverneur von Soden und entschädigungslose Enteignung von Ländereien. Er schreibt, Zitat: »Ich bin der Mann, der Ihnen, der Regierung Deutschlands mein Land geschenkt hat, aber ich bin sehr überrascht, wie brutal ich täglich von Ihrem Gouverneur behandelt werde, der hier ist. Anstatt mich wie ein König oder ehrbaren Mann zu behandeln, behandelt er mich wie einen Hund.« Also 1888 ist es durchaus nicht so, dass jetzt die Kolonialisierten immer sprachlos gewesen sind, und gerade im Fall der Duala gibt es ja auch intensive Beziehungen zu Württemberg, auf die ich jetzt aber nicht näher eingehen. Allerdings muss man sagen, dass hohe württembergische Beamte, die auch im Kolonialdienst in Kamerun waren, an der ganzen Enteignung der Duala, die letztendlich auch in der Hinrichtung in Form eines Justizmordes an Rudolf Duala Manga Bell zu Beginn des Ersten Weltkriegs gemündet ist, beteiligt waren. In der landesgeschichtlichen Beurteilung von Soden, das habe ich schon angedeutet, sieht das dann ganz anders aus. Da wird er letztendlich teilweise als ein seiner Zeit vorausgreifender Entwicklungshelfer dargestellt. Damit komme ich jetzt direkter zu Wilhelm II., und ich möchte noch einmal kurz darauf hinweisen, dass es in der letzten Veranstaltung um Wilhelm II. und den Deutschen Flottenverein ging. Einen Teil der Veranstaltung kann man ja online nachsehen. Das möchte ich noch einmal sehr empfehlen. Ich werde jetzt natürlich nicht wiederholen, was Herr Ellerbrock bereits gesagt hat, aber trotzdem spielt jetzt der Flottenverein zusätzlich zu dem, was schon gesagt wurde, für mich auch noch mal eine Rolle. Kurz zur Erinnerung: Wilhelm II. hat das Protektorat des Landesverbandes Württemberg des Deutschen Flottenvereins übernommen. Er hatte Anfang Januar 1900 ein Telegramm an Kaiser

Wilhelm II. geschickt, in dem er ihm Lob heischend mitteilt, dass er dieses Protektorat übernommen hat. Herr Ellerbrock hat letztes Mal die Antwort von Kaiser Wilhelm II. verlesen. Im April 1900 wurde dann diese große Wanderausstellung, die Marine-Ausstellung als Riesenergebnis gezeigt. Warum bringe ich das Ganze jetzt nochmals auf? Zum einen muss es noch einmal genannt werden, aber zum anderen ist das Ganze für mich natürlich auch ein Vorspiel, weil sich genau in dieser Zeit in China ein Krieg zusammenbraut. Das Deutsche Reich hatte ja 1897, also drei Jahre vorher, die Bucht von Jiaozhou besetzt und dem Kaiserreich China ein Jahr später, 1898, einen Pachtvertrag, so ähnlich wie die Briten mit Hong Kong, aufgezwungen, um dort eine Stützpunktkolonie zu errichten, was sie dann auch gemacht haben. Das war natürlich nicht die einzige imperialistische Macht, die da unterwegs war, sondern, es waren diverse Mächte. In China braute sich dann eine Widerstandsbewegung zusammen, die Yihétuán, die von den Westlern als »Boxer« bezeichnet wurden. Deswegen auch der Begriff »Boxerkrieg«. Ich kann diesen ganzen Krieg und dessen Gründe in der Kürze der Zeit nicht nachzeichnen. Wichtig ist, dass sich das im Jahr 1900 immer stärker zusammenbraut, eskaliert und gleichzeitig König Wilhelm II. einfach stark an dieser ganzen Flottenstimmung, Aufrüstung und expansiven Gedanken mitträgt und mitarbeitet, und dem ganzen Glanz verleiht, indem er dieses Protektorat übernimmt. Im Sommer 1900 kommt es dann zu einer scharfen Eskalation. Wie gesagt, ich kann das nicht im Einzelnen darstellen. Was man aber jetzt an dieser Stelle erwähnen sollte, ist, dass dann im ganzen Reich große Truppen zusammengezogen werden aus Freiwilligen. Und warum melden sich Freiwillige für einen Krieg in China? Natürlich, weil sie genau durch diese ganze Flotten- und Kolonialpropaganda entsprechend aufgeheizt sind. Insofern haben die, die sich sozusagen vor diesen Wagen gespannt haben, meines Erachtens auch eine Mitverantwortung. Dann war es so: aus Württemberg melden sich auch viele Freiwillige, und am 27. Juni 1900 findet in der Infanterie-Kaserne bzw. Rotebühlkaserne die erste Verabschiedung von Freiwilligen statt. Das waren zunächst mal nur 60 Mann und Wilhelm II. beehrt diese sozusagen, indem er da persönlich hinkommt, eine Ansprache hält und sagt: »Ich bin sicher,

ihr werdet die württembergische Ehre in China verteidigen und anständig sein. Ein Hoch auf Kaiser Wilhelm II.!« Er stimmt sie damit ein. Das erinnert mich ebenfalls an seine Rede nach dem Motto: Krieg ist toll, weil die Leute begeistert sind und irgendwie ist es natürlich auch nicht toll. Manchmal wird auch gesagt, dass er mit dem Militär nie so richtig warm geworden war. Fakt ist aber, dass er persönlich dort hingegangen ist mit den höchsten Generälen und dort eben die Leute auf Kaiser Wilhelm II. und den Krieg eingestimmt hat.



Nicht mit besonders radikalen Tönen, aber als persönliches Zeichen: »Ihr seid mir wichtig. Ich hoffe, dass ihr alle wieder zurückkommt!«. Und was so ein bisschen in das Bild des volkstümlichen Königs passt, war, dass er diese sogar mit »Kameraden« ansprach. Am 13. Juli, also ein paar Wochen später, gab es die nächste Verabschiedung in der Rotebühlkaserne von Angehörigen des Grenadier-Regiments »Königin Olga, Nummer 119«. Am Tag später gab es eine größere Truppenverabschiedung von Freiwilligen aus Württemberg, nicht nur dieses Regiments zugehörig, auf dem Arsenalplatz in Ludwigsburg. Dort war dann auch König Wilhelm II., diesmal mit seiner Frau Königin Charlotte erschienen. Er hält auch da wieder im Prinzip eine ähnliche Rede, und es gibt auch noch ein paar Ereignisse, die da zusammenkommen. Seine Frau trifft auf einen Soldaten, der der Sohn der Frau ist, die in Bebenhausen immer die Blumen-gestecke liefert und fotografiert diesen und schickt das Foto dann später der Mutter und so weiter. Also man sieht, dass es heimelt, er spricht wieder seine Soldaten an, und er hält nicht so eine scharfe Rede, zumindest an dem gemessen, was man kennt. Die scharfe Rede kommt dann aber ein wenig später durch

Kaiser Wilhelm II. in Bremerhaven am 27. Juli 1900. Er redet nämlich Tacheles und ruft im Grunde die Soldaten zu Kriegsverbrechen auf: »Pardon wird nicht gegeben, Gefangene werden nicht gemacht!« Das wird von den Truppen auch aufgenommen. Also, diese Parole taucht dann auch immer wieder auf, und es würde jetzt vielleicht auch zu weit führen und bedarf auch noch weitere Forschungen, wo man jetzt ganz genau nachschauen will: Was haben eigentlich die württembergischen Soldaten in den größeren Verbänden in China gemacht? Aber man kann zum Beispiel nachvollziehen, dass diese ersten 60 Soldaten noch nicht bei diesem ostasiatischen Expeditionskorps waren, das es später gab, also Landstreitkräfte, sondern diese haben die Marine-Infanterie verstärkt. Auch da kann man feststellen, sie haben im Zuge dieses Krieges Dörfer abgeriegelt, beschossen und auch keine Gefangenen gemacht. Gleichzeitig werden auch in der Heimat immer mehr Stimmen laut. Berichte aus China kommen von Soldaten, dass es zu massenhaften Verbrechen, Plünderungen, Vergewaltigungen usw. in China kommt durch die alliierten Truppen, also nicht nur durch die Deutschen.



Aber die Hauptmasse der deutschen Truppen kommt eigentlich erst an den Kriegsschauplatz, als das meiste schon gelaufen ist. Deswegen verlegt man sich dann auf Strafexpeditionen. Genau diese ganze Kritik ist ganz sicherlich nicht an Wilhelm II. im Elfenbeinturm vorbeigegangen, sondern er ist jemand gewesen, der sich sehr genau politisch informiert hat, der Zeitung gelesen hat. Ich habe auch gelesen, dass er sogar die sozialdemokratischen Zeitungen gelesen hat, also spätestens da wird er einiges erfahren haben. Es gab ja in Stuttgart nicht nur die Tageszeitung, sondern

es gab ja auch dieses sehr weit verbreitete Satireblatt »Der wahre Jacob«. Da wurde eigentlich von Anfang an der imperialistische und gewalttätige Charakter dieses Krieges kritisiert. In Stuttgart gibt es dann auch den ersten Presseprozess, bei dem das preußische Kriegsministerium im Jahr 1901 durch eine Reihe von Prozessen versucht, die Kritik niederzuschlagen. Diese enden auch in Stuttgart mit Verurteilungen. Das geht natürlich auch wieder über den Tisch von Soden und von Wilhelm II. und so weiter. Gleichzeitig war es so, dass Offiziere vom Kriegsschauplatz persönlich an Wilhelm II. und auch an sein Kabinett Berichte schrieben über den Kriegsverlauf. Es gibt auch eine Paraphrase von ihm, auf der steht: »mit Orden bedenken und Danke zurück«. Sogar der oberkommandierende Generalfeldmarschall Graf von Waldersee schreibt persönlich an Wilhelm, um ihm zu sagen, wie toll sich die württembergischen Truppen geschlagen haben. Ich habe das jetzt nur alles erwähnt, da man eventuell sagen würde, dass er sich vielleicht gar nicht so für den Krieg mit China interessiert hat. Das ist definitiv nicht der Fall. Fürst Karl von Urach, der Vorsitzende des württembergischen Ablegers des Landesverbands des Flottenvereins, dankt Wilhelm II. für Spenden. Zum einen hat Wilhelm die ganz erhebliche Summe von 2000 Mark für die sogenannte »Nachrichten-Expedition« des Flottenvereins gestiftet und dann noch einmal 300 Mark für den China-Fond für Angehörige des Korps und Hinterbliebene. Bei der Nachrichten-Expedition möchte ich ganz kurz den Link schlagen zum Linden-Museum, denn diese Nachrichten-Expedition wird von Offizier Waldemar Werther geleitet, gegen den in Deutsch-Ostafrika, wo er vorher gewesen war, schon Ermittlungen wegen Grausamkeiten gegen Einheimische geführt worden waren, also kein unbeschriebenes Blatt. Dieser geht jetzt auf Propaganda-Mission nach China, damit die Deutschen unabhängig werden vom Nachrichtensystem der anderen Alliierten. In der Ausstellung »Schwieriges Erbe« ist ein Objekt von Waldemar Werther ausgestellt, zu dem er selber geschrieben hat: »Das hier habe ich aus einem Tempel mitgehen lassen.« Dann noch mit einer Bemerkung, denn diese Figur hatte den Kopf verloren und er hat ihn wieder angeklebt. Er hat lakonisch dazu geschrieben: »Das ist etwas, das hier auch vielen Leuten passiert,

nämlich, dass sie einen Kopf kürzer gemacht werden.« Es gab verschiedenste Wege, wie Raubbeute aus China nach Württemberg kam, bis hin in kleinste ländliche Orte und Museen. Der Flottenverein, den Wilhelm unterstützt hat, hat aus dem sogenannten »Boxer-Krieg« in China die Lehre gezogen: Man braucht eine stehende Kolonialarmee. Diese sollte zu großen Teilen in China stationiert sein, um den ganzen deutschen Südseebesitz zu kontrollieren. Ein weiterer Grund für die Kolonialarmee war, dass man dann nicht nur mit der Marine eingreifen konnte, sondern auch mit Landtruppen. 1902 tritt König Wilhelm II. der Stuttgarter Abteilung der Deutschen Kolonialgesellschaft bei. Die Deutsche Kolonialzeitung, das führende Blatt der deutschen Kolonialbewegung, bringt das auf ihrer Titelseite als eine wahnsinnige Erfolgsmeldung, und da ist man natürlich mächtig stolz darauf. Auch das war wieder ein Hinweis: so etwas kann man tun oder man kann es lassen. Er tut es nach den Erfahrungen dieses Kolonialkrieges. Das heißt, es hat bei ihm überhaupt nichts verändert. Er übernimmt auch die Schutzherrschaft des württembergischen Landesverbandes. Wenn man sich anschaut, welche württembergische Elite diesen Verein und diesen Landesverband gesteuert hat, dann merkt man, dass da auch die Leute unter sich waren, die etwas zu sagen haben. Ich mache es nur ganz kurz: 1904 beginnt der Deutsch-Herero-Krieg, dem sich dann der Deutsch-Nama-Krieg anschließt. Wilhelm II. lässt es sich wieder nicht nehmen, freiwillige Truppen zu verabschieden. Darunter gibt es auch Soldaten, die schon in China gewesen waren und sich jetzt wieder für Deutsch-Südwestafrika melden. Am Rande gesagt: es gab eigentlich in allen deutschen Kolonien zu jeder Phase Kolonialbeamte und Offiziere und Soldaten aus Württemberg. Aber persönlich verabschiedet wurden sie in diesem Fall, während sie in einen Krieg ziehen, der ja nun heute relativ weitgehend als Genozid oder als auf eine genozidale Weise geführter Krieg anerkannt wird, mittlerweile ja auch von der Bundesregierung. Er schickt dort wieder Soldaten in diesen Krieg, und das ist auch alles, was wir dann später darüber wissen. Es ist übrigens eine württembergische Zeitung, nämlich der »Alb-Bote«, der als erster, meines Forschungsstandes nach, über den Vernichtungsbefehl von General Lothar von Trotha berichtet. Das braucht dann noch eine Weile,

bevor es in Deutschland zunächst von der SPD skandalisiert wird, und dann auch von dem württembergischen Zentrumsabgeordneten Matthias Erzberger. Aber es war eine freisinnige württembergische Zeitung, die das zeitgenössisch als erste aufgriff. Das ist wieder wichtig zu sagen: der Zeitungsartikel beschreibt, was dieser Soldat sagt: »Jetzt haben wir sie doch eigentlich fast ausgerottet, und bei denen, die wir nicht erschießen mussten, weil sie verhungert sind, haben wir uns die Kugel gespart. Aber auch jede Kugel, die trifft, ist keine Verlorene«. So in der Richtung wird da argumentiert, und die Zeitung schreibt dann: »Wären wir da gar nicht hingegangen und hätten ihnen das Land nicht weggenommen, dann hätte es auch keinen Aufstand gegen die Deutschen gegeben«. Also das muss man auch bedenken. Das heißt, die Köpfe waren auch damals rund, und es gab verschiedene Denkrichtungen. Das ist nicht einfach heute aufgepfropft. König Wilhelm II. hat die Kolonialgesellschaft auch weiterhin trotz allem unterstützt. Er hat später in der Stuttgarter Garnisonskirche Gedenktafeln für die in den Kolonialkriegen in Deutsch-Südwestafrika und in China Gestorbenen, oder dann im weiteren Zusammenhang an Krankheiten Gestorbenen, Gedenktafeln errichten lassen, obwohl es in Stuttgart schon Gedenktafeln gab von der sogenannten »Afrikaner Kameradschaft.« Das heißt, er hat dieses Thema auch weiter verfolgt und weiter den Kolonialismus unterstützt. Mitten im heiß geführten Reichstags-Wahlkampf ging es zentral um die Finanzierung des Kolonialkrieges in Deutsch-Südwestafrika. 1906 war der Reichstag aufgelöst worden und im Januar 1907 waren die Wahlen. In diesem Kontext hält der koloniale Staatssekretär Bernhard Dernburg in Stuttgart eine große, vielbeachtete Rede, die auch gedruckt erschien, und zu so einem Anlass ging König Wilhelm II. dann auch persönlich hin und unterhielt sich danach dann noch ausführlich mit Dernburg. Württembergische Industrielle unterhalten sich auch mit Dernburg und fangen danach mit der Baumwollproduktion in Deutsch-Ostafrika an und so weiter. Da greift also alles ineinander und der Erlös dieser Publikation der Dernburg-Rede sollte dann einem Krankenhaus in Togo zugute kommen, nämlich ein Krankenhaus, das der Landesverband Württemberg vom Deutschen Frauenverein des Roten Kreuzes für die Kolonien dort errichtete.

Dieses Krankenhaus wurde benannt nach Königin Charlotte, die sich nämlich, analog zu König Wilhelm, genauso kolonial engagierte und eben Protektorin dieses Landesverbandes war. Dieses Gebäude steht übrigens noch und wird heute natürlich anders genutzt. Aber Königin Charlotte und ein Krankenhaus in Togo? Es war natürlich im Wesentlichen für Weiße gedacht gewesen. Als die deutschen Kolonialverbände, vor allem die Deutsche Kolonialgesellschaft, 1911 in Stuttgart ihre Jahreshauptversammlung abgehalten haben, hat König Wilhelm sie eingeladen. Es gab in der Wilhelma einen großen Empfang, und im Schloss gab es ein Bankett. Da wurden allerhand Freundlichkeiten ausgetauscht, die auch zeigen, dass Wilhelm einfach sehr prokolonial eingestellt war. Man würde jetzt eben sagen: »koste es was es wolle, auf wessen Kosten auch immer«, aber man hat diese Expansion, die in Stuttgart eben schon früh unterstützt wurde, mitgetragen. Das waren erst einmal einige Hinweise, die ich jetzt geben wollte. Man könnte natürlich noch einiges vertiefen, und man könnte es auch auf andere Verbände ausweiten. Aber ich sage mal zusammengefasst: Es gab ein Setting, Wilhelm II. hat sich sicherlich deutlich mit der Kolonialfrage befasst, auch wenn er als König eines Bundesstaates nicht so viel zu sagen hatte wie der Kaiser oder der Reichskanzler. Aber letztendlich hat Württemberg trotzdem seine eigene Verwaltung gehabt. Auch wenn das preußische Kriegsministerium Freiwillige angefordert hat, ging das natürlich durch die ganzen württembergischen Instanzen. Noch der letzte Hinweis: Diese Traditionen haben sich natürlich auch fortgesetzt, auch auf verschiedensten Ebenen. Ich darf vielleicht kurz darauf hinweisen, dass in der »Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte« demnächst ein Beitrag von mir erscheinen wird zum Thema »Württembergische Polizei und Kolonialismus«, wo man sehen kann, dass Polizeibeamte, die einmal in den Kolonien, beispielsweise in Togo und Kamerun unterwegs gewesen sind, aber auch als Kolonialsoldaten und Offiziere später, in der württembergischen Polizei eine entscheidende Rolle spielten. Ferner, dass auch Beamte und württembergische Polizisten bis in den Zweiten Weltkrieg hinein abgeordnet wurden, wiederum freiwillig, an Kolonialpolizeischulen in Oranienburg und Wien. Also, das sind alles

Zusammenhänge, die muss man sich erst einmal bewusst machen. Auch, dass so ein Geist verschiedene gesellschaftliche Umbrüche überlebt hat, solange es um den Kolonialismus ging.

Torben Giese:

Vielen Dank, Herr Dr. Wegmann. Nehmen Sie gern wieder bei uns Platz. Ich habe natürlich auch gleich eine Nachfrage: Sie haben ja freundlicherweise schon auf die letzte Veranstaltung mit Herrn Ellerbrock hingewiesen. Kolonialismus und Flottenpolitik hängen durchaus zusammen, und man könnte doch vielleicht sagen, dass das ein System ist, um die ganze Gesellschaft aggressiv zu nationalisieren und einen aggressiven Imperialismus zu fördern. Mir scheint es so, wenn man auch Ihren Ausführungen folgt, dass sich Wilhelm II. auf jeden Fall zu einem Symbol dieser Mobilisierung, dieser Propaganda machen lässt oder auch aktiv einen Teil dazu beiträgt. Kann man das so sagen?



Heiko Wegmann:

Ja, das würde ich schon sagen. Also man kann natürlich immer in den Raum werfen, was von so einem Staatsoberhaupt oder von einem König erwartet wurde. Das hat auch Herr Ellerbrock getan. Wessen konnte er sich entziehen, ohne sich unbeliebt zu machen beim Kaiser oder bei anderen? Aber ich glaube, das ist nicht die Frage, weil er tatsächlich dahinterstand. Selbst die, die Wilhelm II., ich sage mal etwas jovial, hochjubeln, sagen »Na ja, gut, er war ein Befürworter der nationalen Außenpolitik, so wie sie war«, und es passt eben nicht so ganz zu dem Bild, das man sich gerne von einem Volkskönig macht, der bürgernah ist und auch irgendwie so ein freundliches Wesen hat. Es gibt ja auch diese Aussage »Württem-

berg hat eigentlich die rückschrittlichste Verfassung von allen deutschen Bundesstaaten gehabt, aber die liberalste Praxis«. Sogar die Sozialdemokraten haben mit ihm im Laufe der Zeit eine Ebene gefunden, und er mit ihnen. Das geht bis dahin, dass manche sich fragen, warum er dann eigentlich mit der Revolution überhaupt abgesetzt wurde. In dieses Bild passt natürlich nicht dieses Säbelrasseln, diese Aufrüstung, Kriegsschiffe, Flotten, Politik und Kolonialmassaker, wobei ich da noch unterscheiden würde: Das eine waren natürlich die kolonialen Skandale, die im Reichstag diskutiert wurden. Aber es ist zu Recht gesagt worden: »Der Kolonialismus per se war natürlich schon der Skandal. Man darf jetzt nicht nur auf die Auswüchse schauen«. Wenn man jetzt sagt, dass es Auswüchse gab, die bedauerlich waren, dann geht man natürlich so ein bisschen am Thema vorbei und thematisiert nicht, was das eigentlich heißt und wer bei dieser ganzen Geschichte nicht gefragt wurde. Menschen wie die Duala in Kamerun haben sich wahnsinnig über den Tisch gezogen gefühlt, weil ihnen ja durch den sogenannten »Schutzvertrag« eigentlich einige Rechte eingeräumt wurden, die ihre Stellung verbessern sollten gegenüber dem Hinterland. Stattdessen wurden sie aber schrittweise entmachtet, und aus der Traum. Daraufhin fangen sie an, sich zu wehren, und zwar in einem sehr langen Prozess mit Eingaben an den Reichstag und Protestnoten. Sie wurden teilweise mit Exil bestraft, mit Gefängnis und sonst was. Ich sagte schon Rudolf Manga Bell wird am Ende sogar hingerichtet und auch nicht nur er alleine. Das waren alles Dinge, die Wilhelm natürlich mitbekommen und trotzdem mitgetragen hat. Da muss man sein Bild von König Wilhelm II. einfach mal revidieren und sagen: »Ja, in der Hinsicht war es ein freundliches Bild, das man sich von ihm mit den Hündchen machen will, aber in der Kolonialpolitik war er beinhart und er hat das einfach mitgetragen.«

Torben Giese:

Man könnte wahrscheinlich sagen, das ist wie so oft, dass alle Modernität, Liberalität und Toleranz an der Landesgrenze aufhört. Das ist aber nicht ganz richtig, denn mit Frankreich, da haben Sie das richtige Beispiel genommen, war er sehr gnädig. Aber sobald es andere Kontexte gibt, kann man das so sagen. Herr Himmelsbach: Herr Wegmann hat uns noch

etwas Interessantes auf den Weg gegeben. Er hat gesagt, dass der Kolonialismus nicht nur in Berlin, sondern auch hier in Württemberg gemacht wird. Wir haben ein ganzes Museum dazu, in dem Sie arbeiten: das Linden-Museum. Sie können uns gerne ein bisschen mitnehmen: Wie war der Kolonialismus hier aufgestellt, wie ist er institutionalisiert, und was hat vielleicht auch König Wilhelm II. damit zu tun?

Markus Himmelsbach:

Das kann ich gerne machen, natürlich. Herr Wegmann hat es vorhin schon angesprochen: Heute reden wir immer von dem Linden-Museum. Wenn man aber in die Geschichte zurückgeht, dann müssen wir über den »Württembergischen Verein für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Ausland« sprechen. Dieser hat sich 1882 gegründet, hauptsächlich auch aus wirtschaftlichen Interessen. Also es ging auch darum, dass man eine Anlaufstelle für die Württemberger Kaufleute hat. Es waren sehr viele Wirtschaftsvertreter in diesem Verein, und diesen sollte gezeigt werden, was man denn eigentlich aus den Kolonien importieren und exportieren kann, oder was sich dort produzieren lässt. Das heißt, die Ziele waren zum einen die Durchsetzung der wirtschaftlichen Interessen, aber auch natürlich die Förderung des Deutschtums in den damals noch nicht vorhandenen Kolonien. Aber der Gedanke war schon da, und es gab ja auch bereits viele Deutsche oder auch Schwaben in aller Welt, wie es auch immer so ein geflügelter Begriff war. Dieser Verein hat dann gesagt: um unser Ziel zu erreichen, gibt es eigentlich zwei Säulen, die wir realisieren müssen. Die eine Säule ist, dass wir ein Museum brauchen. Wir brauchen auch einen Ort, wo wir diese Objekte, also diese Handelswaren natürlich ausstellen. Deswegen hat man dann 1884 ein handelsgeographisches Museum gegründet. Das hatte natürlich diese Ausrichtung auf diese Handelsobjekte. Ein paar Jahre später änderte sich das aber doch zunehmend. Da kam nämlich Karl Graf von Linden. Er wurde Vereinsvorsitzender und nach ihm ist das Museum heute benannt. Er hat die Sammelpraxis geändert, bis hin zu diesem ethnologischen Sammeln, wofür das Museum heute auch steht. Graf von Linden hat bis 1910 das Museum und den Verein geführt, und in dieser Zeit etwas über 60.000 Objekte

hier nach Stuttgart gebracht, von überall aus der Welt. Damit gehörte das Museum zu den größten in Deutschland. Also, er hat wirklich eine beachtliche Anzahl an Objekten hierher gebracht. Wir müssen uns heute natürlich sehr stark mit unseren Objekten auseinandersetzen, aber wir müssen natürlich auch diesen Verein als Akteur hier direkt vor Ort betrachten; vor allem, was dieser Verein eigentlich gemacht hat und was er mit Kolonialismus fernab dieser Objekte zu tun hat. Herr Wegmann hat es vorhin schon angesprochen: viele dieser Personen, die bei der Gründung des Deutschen Kolonialvereins eine maßgebliche Rolle gespielt haben, waren Württemberger. Auch zahlreiche Unternehmer waren Mitglieder in diesem Verein. Sehr viele von diesen waren dann auch wiederum Mitglied der Deutschen Kolonialgesellschaft. Da gab es auch sehr hohe Überschneidungen. Auch in den Jahresberichten steht immer wieder: »Wir sind freundlich gegenüber diesen anderen Vereinen gestimmt. Wir unterstützen uns ja auch gegenseitig.« Man hat auch gegenseitig auf Vorträge hingewiesen. Denn das war noch die andere Säule des Vereins; man hat von Anfang an gesagt: »Ein großes Thema bei uns werden Vorträge sein. Wir müssen unsere Gedanken und unsere Vorstellungen auch in die Gesellschaft einbringen.« Das hat man über diese Vorträge gemacht. Das kann sich ganz harmlos lesen, wenn dann beispielsweise irgendwelche Reiseberichte mit folgenden Titeln vorgestellt wurden: »Meine Reise durch Kamerun«, »Meine Reise durch Togo« oder »Meine Erfahrungen in Deutsch-Ostafrika«. Das waren ja Vorträge, die es in der Art bis heute noch gibt. Nur hat man damals natürlich aus einer anderen Perspektive heraus erzählt. Da ging es immer darum, das Eigene und das Fremde und das Zivilisierte gegenüber diesem vermeintlich Primitiven zu konstruieren. Genau das hat man über solche Vorträge zum Ausdruck gebracht. Das war also ein maßgeblicher Pfeiler dafür, wie dann der Kolonialismus hier in der Stadtgesellschaft verbreitet wurde.

Torben Giese:

Hat Wilhelm II. die Gründung des Museums auch unterstützt? Wissen wir, welche Beziehungen es da gab? Hatte er Anteil daran genommen?

Markus Himmelsbach:

Also bei der Gründung war er in dem Sinne noch nicht involviert. Zu Beginn war es noch ein kleiner Verein. Aber das hat sich doch relativ schnell geändert. Zum einen war Graf von Linden zuvor am Königshof als Oberkammerherr von König Karl, also dem Onkel von Wilhelm II., tätig. Zuvor war er auch lange Kammerherr für Prinzessin Auguste von Württemberg, die mit Prinz Hermann von Sachsen-Weimar verheiratet war, welcher die Schirmherrschaft des Vereins übernahm. Schon von früh an gab es hohe gesellschaftliche Unterstützung für diesen Verein, und das wurde dann durch König Wilhelm II. noch verstärkt, nachdem er die Schirmherrschaft übernommen hatte. 1901 starb Hermann von Sachsen-Weimar, und 1902 hatte König Wilhelm II. die Schirmherrschaft für diesen Verein übernommen. Also er wusste auch ganz genau, was er tat und hat sich in der Folgezeit auch sehr für das Museum engagiert. Aber man kann für das Museum auch attestieren, dass gerade in dieser Phase nach 1900 dieses ganze System erst richtig ins Rollen kam. Also da kamen dann diese massenhaften Objekte ins Museum, und da hat auch König Wilhelm maßgeblich dazu beigetragen. Natürlich war er auch 1911 bei der Eröffnung des Museums in dessen Neubau anwesend. Er war nicht nur dabei, sondern er hat das Museum eröffnet. Genauso war auch die Königin dabei. Er war bei Museumsführungen immer wieder zugegen, und er hat dort Vorträge besucht. Es war auch nicht so, dass es eine Schirmherrschaft auf dem Papier war, sondern, er hat sich engagiert. Er hat sich beispielsweise einen Vortrag von Bernhard von Hagen angehört, der später Direktor des Frankfurter Völkerkundemuseums wurde und über seine Reiseerlebnisse in Sumatra gesprochen hat. Er ist auch zu anderen Kolonialvorträgen gegangen, was dann natürlich auch zur Folge hatte, dass ein größeres Publikum anwesend war, weil er ja ein nahbarer König in dem Sinne war und die Leute angezogen hat. Man hat dann auch teilweise extra Räumlichkeiten mieten müssen. Beispielsweise ist man in die Liederhalle oder auch in den Königsbau gegangen, um entsprechend Publikum unterbringen zu können.

Torben Giese:

Vielen Dank. Ich glaube, das zeigt auch wiederum sehr stark, dass man schon klar sagen kann, dass Wilhelm II. ganz bewusst und gezielt ein Teil dieses Systems ist, das zu einem aggressiven Nationalismus gehört. Um das heute noch einmal auf den Punkt zu bringen: Es gibt ja keinen einzigen guten Grund für Kolonien. Also es gibt wirtschaftliche Interessen und es gibt nationale Interessen. Aber das ist garantiert nicht im Interesse der Menschen, die kolonisiert werden, auch wenn es natürlich selbst von Zeitgenossen bis heute immer wieder die Mär gibt, dass man das ja aus irgendwelchen gutmütigen Gründen tun würde. Man muss aber auch immer wieder klar sagen, dass es aus dieser Haltung heraus damals schon, zeitgenössisch, viel Widerstand gegen diesen Kolonialismus gab. Auch darüber müssen wir noch sprechen. Aber vorher noch mal zu Ihnen, Frau Addae: Sie haben ja eine schwierige Aufgabe als Koordinierungsstelle für Erinnerungskultur. Wir stellen gerade fest: Sobald ich klare Bilder beim Erinnern zeichne, liege ich eigentlich immer falsch. Wir haben aber auch den Eindruck, Herr Wegmann hat uns das klar gesagt, dass wir nicht immer Lust auf so komplizierte Erinnerungsbilder haben, und, dass wir eigentlich immer gerne in Schemata denken. Wie kann man damit umgehen? Wie schaffen wir es, mit mehr Ambivalenz zu erinnern oder mehrere Perspektiven in Erinnerung zu bringen?



Linda Addae:

Ich glaube tatsächlich, dass es ganz wichtig ist, eine neue Haltung einzunehmen. Was bisher gemacht wurde, ist, dass man sich auf ein hegemoniales vorherrschendes Narrativ bezogen hat und gesagt hat: »So war es, so ist es.« Das kennen wir alle wahrscheinlich auch

noch aus dem Geschichtsunterricht, dass wir da meistens nur eine einzige Perspektive kennengelernt haben. Ich glaube, was jetzt dazu kommt, ist nicht mehr in Hegemonien zu denken, sondern eben in Perspektiven. Also wie sieht das der andere oder die andere? Wie kann das noch verstanden und gesehen werden? Ich stelle mir das immer so ein bisschen mit einer Metapher vor, dass das Narrativ sozusagen in der Mitte ist und je nachdem, wo man eben steht, etwas Neues lernt, etwas Neues sieht und etwas Neues hören kann. Ich glaube, dass das für Erinnerungskultur der Zukunft ganz wichtig sein wird, eben nicht nur das eine Narrativ zu präsentieren und zu sagen: »So, das ist jetzt die Agenda!«, sondern auch zu versuchen, die Ambivalenzen an sich in den Diskurs einzuarbeiten.

Torben Giese:

Wenn ich das für mich zu Ende denke, dann könnte es ja eine total gute Idee und eine gute Perspektive sein, jetzt die Gruppen der Opfer des deutschen Kolonialismus, die wir beschrieben haben, hier auch in so eine lokale Erinnerung einzubinden. Könnte uns das nicht auch dabei voranbringen, zu diesem ambivalenten Erinnerungsbild zu kommen?

Linda Addae:

Doch, auf jeden Fall. Ich glaube auch, dass es ganz wichtig ist, entsprechende Perspektiven zu befragen und diese einzuholen. Ich denke auch, dass jeder Betroffene eine ganz eigene Sichtweise auf die Sache hat und einen ganz eigenen Standpunkt mitbringt. Wir müssen ja auch überlegen, dass das die Aufgabe der Koordinierungsstelle ist, an dieser Stelle nachzuforschen und zu überlegen, wer bisher eigentlich noch gar nicht zu Wort kam und wen wir noch fragen und zur Diskussion einladen müssen. Ich glaube, an der Stelle bricht auch das Expert*innen-Konzept weg, das wir bisher hatten. Man braucht mittlerweile, so ist meine Perspektive, nicht unbedingt einen Titel, um sprechen zu können, um Meinungen kundzugeben und möglicherweise auch in Ausstellungen präsent zu sein.

Torben Giese:

Das kann ich nur unterstreichen, auch wenn ich vielleicht selbst zu den Experten gehöre. Aber man kann ja schon sagen, dass bisher nur eine gesellschaftliche Schicht Stellung

zu König Wilhelm II. genommen hat. Ich sage mal, das sind Männer über 40, wenn ich mich da einbeziehe, die einen Dokortitel haben. Das ist natürlich sehr einseitig, wer sich mit so einem Herrscher zum Schluss beschäftigt und dann entstehen auch einseitige Bilder.

Heiko Wegmann:

Das sollte man natürlich verbreitern, und ich denke, man sollte auch Wilhelm II. dann in diesem Kontext sehen. Natürlich geht es nicht nur darum, was er jetzt individuell gedacht hat oder nicht. Aber wenn das mehr ist, was man nachweisen kann und mehr war als ein bloßes Abnicken, dann sollte man sich damit schon näher befassen.

Torben Giese:

Worauf ich mit Ihnen auch unbedingt noch eingehen möchte: Man redet ja heute viel über den Zeitgeist, und dann sagt man ganz schnell: »Man darf Wilhelm II. nicht von heutigen Maßstäben aus beurteilen, sondern, man muss ihn aus seiner Zeit heraus beurteilen.« In diesem Kontext sind ja alle eigentlich Kolonialisten, und alle sind Nationalisten. Von dem her ist das zu relativieren. Da ist die Frage: ist diese Ansicht wirklich so Mainstream? Oder gibt es auch andere Positionen in der Kaiserreichgesellschaft, die auch klar und deutlich sagen: »Nein, das ist nicht der richtige Weg?«

Heiko Wegmann:

Natürlich ist dieser Grundsatz immer richtig, dass man Menschen, wenn man sie denn beurteilen will, aus ihrer Zeit heraus beurteilen muss. Diesen sollte man auch beachten. Gleichzeitig kann es aber auch ganz schnell eine Ausrede sein. Es ist mir schon oft begegnet, dass der Kolonialismus wie so eine Art Merkmal der Moderne betrachtet wurde. Da gibt es halt diese Asymmetrien, und das ist ein historischer Prozess, über den man nur die Schultern zucken kann. Das wird dann so hingenommen, und eine nähere Beschäftigung damit wird eigentlich auch abgewehrt, weil es quasi als naturgesetzlich betrachtet wird. Dabei ist es natürlich schon sehr wichtig, sich das Ganze genauer anzuschauen. Es gab zum Beispiel die haitianische Revolution schon viele Jahrzehnte, bevor Deutschland überhaupt Kolonialmacht wurde. Da gab es eine Revolution der Sklaven, die sich auf die Französische Revolution bezogen haben. Das muss

man sich wieder miteinblenden, weil das auch aus ideologischen Gründen oder aus Bequemlichkeit immer ausgeblendet wird. Da muss man auch einfach das Wissen wieder verstärken. Man muss auch weiter in die Geschichte zurückgehen, also den Betrachtungszeitraum ausweiten. Es ist ja so, dass württembergische Soldaten eigentlich auch schon 100 Jahre vorher in Südafrika und im heutigen Indonesien für die holländische Ostindien-Kompanie unterwegs sind. Das waren Soldaten, die praktisch der Herzog von Württemberg verkauft hatte. Da kann man sich auch fragen, was denn württembergische Soldaten eigentlich in Südafrika zu suchen gehabt haben. Also diese Verflechtungen gab es schon lange bevor Deutschland eine Kolonialmacht wurde, das wollte ich damit nur sagen. Vorhin habe ich gesagt, das ging auch weiter, aber es fängt auch schon viel früher an. Das ist jetzt nur ein Beispiel zum württembergischen Kapregiment. Ich habe vorhin schon die Duala erwähnt, die sich gewehrt haben. In Deutschland gibt es aber auch Reichstagsdebatten, bei denen, teilweise von Seiten des Zentrums, also der katholischen Partei, und natürlich insbesondere der Sozialdemokratie, Kritik geübt wird. Diese Kritik ist nicht immer, sagen wir mal 100% kritisch, so nach dem Motto, dass man es total ablehnt, sondern, es gibt schon auch diese Idee, dass wenn der Kolonialismus nicht so skandalös umgesetzt werden würde, sondern man ihn tatsächlich in einem zivilisatorischen Sinne betreiben würde, er auch nicht so schlecht wäre. Also solche Diskursgrenzen gibt es dann schon, aber Gräueltaten werden angeprangert, und die Regierung versucht normalerweise zu mauern und das alles abzuwehren. Zeitweise haben wir ja sogar einen württembergischen Kolonialminister in Berlin, Ernst Fürst zu Hohenlohe-Langenburg und der Württemberger Matthias Erzberger, welche sich dann im Reichstag Gefechte liefern. Also das heißt, da war schon Musik drin. Man darf nicht so tun, als wäre das jetzt alles nur so eine Erfindung von heute, das zu kritisieren.

Torben Giese:

Wenn man das so hört, Herr Himmelsbach: Das Museum ist ja eine riesen Erfolgsgeschichte des Vereins für Handelsgeographie. Es kamen ja auch zahlreiche Besucher, und für damalige Verhältnisse war es ein stattlicher Neubau. Und es dauert ja keine 15 Jahre bis

man an diesem Punkt stand. Was wissen wir eigentlich über diese Erfolgsgeschichte? Wie sehr ist sie Ausdruck des Kolonialismus, vielleicht auch dieser Gesellschaft?



Markus Himmelsbach:

Da kann man nochmal gut 120 Jahre zurückgehen. Denn auch damals hat das Museum schon um einen Neubau gekämpft. Es war damals noch in der Gewerbehalle, die es heute nicht mehr gibt. Da war das Museum untergebracht bis zum Umzug in den Neubau. Es war natürlich auch die Frage, wo eigentlich dieses neue Museum hinkommen soll. Am Schlossplatz war das alte Theater abgebrannt und dieser Platz wurde damals frei. Das Museum hat natürlich darauf spekuliert, dass es diesen Platz bekommt, also auch wirklich einen zentralen Platz und dabei auch die Unterstützung des Königs bekommen, zumindest zunächst. Der König hat sich dafür einspannen lassen, hat seine Sympathie dafür bekundet, und auch gesagt, dass das eigentlich ein guter Platz wäre. Das hat sich später dann wieder verlaufen, und seine Meinung hat sich auch wieder geändert. Aber er ist trotzdem am Anfang dafür eingetreten und hat auch Geld gespendet. Er hat gesagt: »Ich als König gehe voran. Ich spende jetzt Geld und mache das auch publik, einfach um natürlich noch weitere Anhänger dazu zu bringen, für diese Sache ebenfalls Geld zu spenden«. Also da hat er wirklich eine Öffentlichkeit generiert. Und wenn man von Besucherzahlen spricht: die gibt es natürlich. Jetzt, aus heutigen Verhältnissen klingt das nach nicht so wahnsinnig vielen, aber da kamen natürlich schon einige Leute hin. Man hatte auch damals schon einen Bildungsauftrag, genauso wie für Schulklassen oder für Vereine. Graf von Linden hat oftmals natürlich selbst Führungen gegeben, und der König

kam auch zu diesen ganzen Führungen. Aber wie Sie sagen, das erfolgreiche Museum, wenn man das an diesen Objektzahlen festmachen möchte, hätte ohne den König in keinsten Weise funktioniert. Man muss auch wissen, dass es damals einen Bundesratsbeschluss gab, der besagte, dass eigentlich alle Objekte, die aus Reichsmitteln finanziert wurden, nach Berlin hätten gehen müssen. Das heißt, eigentlich wäre, wenn man das befolgt hätte, alles in Berlin gelandet, und in Stuttgart wäre eigentlich nichts. Aber Graf von Linden hatte ein sehr enges Verhältnis zum Königshof und auch zu König Wilhelm II. und konnte ihn dadurch für diese Sache gewinnen. Das lief dann in dem Sinne ab, dass er seinen Sammlern und Objektgebern seine Bekanntschaft mit dem König angepriesen hat. In seinen Briefen hat er auch immer damit geworben. Also der König war tatsächlich ein Aushängeschild für das Museum, nach dem Motto: »Wenn du mir Sachen gibst, nimmt der König davon Kenntnis. Der König kommt auch zu unseren Vorträgen. Also wenn du mir deine Objekte gibst, kannst du auch gerne einen Vortrag halten und vielleicht sogar mit dem König zusammensitzen«. Der König hat wirklich als Werbefigur gedient. Aber das Maßgebliche war eben, dass Graf von Linden mit dem König zusammen diesen Bundesratsbeschluss umgehen konnte, weil man einfach gesagt hat, dass diese Sammlung nicht dem Museum geschenkt, sondern dem »König zu Füßen gelegt« wird. Also die ganzen Objekte wurden eigentlich dem König geschenkt und dieser hat sie dann weitergereicht an das Museum. Dadurch war dann dieser Bundesratsbeschluss hinfällig. Somit gab es ein System, das sehr erfolgreich war und eben dazu geführt hat, dass das Stuttgarter Museum sich so gut behaupten konnte gegenüber anderen Museen und diese Menge an Objekten erwerben konnte.

Heiko Wegmann:

Vielleicht kann man noch ergänzen, dass die symbolische Währung für das Ganze die Verleihung von Orden durch den König war. Als Kolonialoffizier wusste ich beispielsweise, dass wenn ich dem Museum etwas schenke, ich danach »wichtig« bin.

Markus Himmelsbach:

Genau, das wäre der nächste Punkt gewesen. In diesen Briefen wurde es bereits angekündigt: »Wenn die Sammlung ganz besonders toll ist, dann könnte sich auch ein Adler auf deiner Brust niederlassen«. Das wurde auch immer schön verklausuliert dargestellt. Es war auch bei den ganzen Kolonialmilitärs weithin bekannt, dass man einen Orden dafür bekommt, wenn man dem Stuttgarter Museum seine Sammlung überläßt. Man hat damit also die Gunst des Königs ganz gewiss gehabt.

Torben Giese:

Es ist auch bezeichnend, dass eine der ersten Dinge, die in der Weimar Republik verboten wurden, Orden waren. Es gehörte damals natürlich zum System der Adeligen, gesellschaftliches Renommee zu vergeben. Dieser Rolle war sich König Wilhelm II. in jedem Fall bewusst, und er hat sie auch ganz bewusst gespielt. Frau Addae, wir hören hier viele neue spannende Erkenntnisse, die wir in Paul Sauer's Biografie über König Wilhelm II. nicht finden. Warum ist das eigentlich so? Sind denn die vorhin angesprochenen über 40-jährigen Historiker auf diesem Auge blind oder interessiert diese das nicht? Oder wie kann man so etwas erklären? Warum interessiert das einfach wirklich niemanden? Ich glaube, in diesem Buch steht kein Wort über den Kolonialismus und über den Flottenverein.



Linda Addae:

Das ist eine super schwierige Frage. Aber ich glaube tatsächlich, dass es so ist, dass man in der Wissenschaft den Anspruch hat, objektiv zu sein. Ich glaube einfach, dass die Objektivität in der Wissenschaft so gar nicht besteht, sondern, dass es immer eine Selektion ist: was möchte ich eigentlich thematisieren, was

möchte ich ansprechen? Da kommt natürlich auch so etwas wie persönliche Relevanz mit, wenn man feststellt, was einen besonders interessiert. Das kommt nicht daher, weil man ein guter Forscher ist, sondern einfach, weil man sich besonders mit diesen Aspekten identifizieren kann. So geht es mir beispielsweise auch als Wissenschaftlerin. Aus diesem Grund glaube ich einfach, dass der Kolonialismus für die entsprechenden Menschen, die das bearbeiten, vielleicht nicht so wichtig ist, weil da nicht besonders viel Identifikationspotenzial ist. Warum soll ich das denn bearbeiten? Ich glaube, für Menschen of Colour, die heute noch von diesem Kontinuitäten-Kolonialismus betroffen sind, ist die Relevanz deutlich höher. Vielleicht können Sie, Herr Wegmann, nochmal erklären, warum Sie vorhin das N-Wort zensiert haben? Weil Sie wissen, dass es verschiedene Positionen gibt und, dass das beispielsweise für Menschen wie mich auch relevant ist, dass das eben nicht ausgesprochen wird. Da sehen wir auch, dass wir auf verschiedenen Ebenen sensibel sein müssen und, dass eben deswegen die Perspektiven auch so unterschiedlich sind und gewisse Themen erst gar nicht angesprochen werden.

Torben Giese:

Sie haben in der Koordinierungsstelle ja die große Aufgabe, für mehr Perspektiven zu sorgen und für mehr Meinungen für andere Menschen, die jetzt hier vielleicht auch zu Wort kommen. Wenn wir die jetzigen Debatten über Wilhelm II. und Wilhelm I., die aktuell laufen, betrachten, ist es ganz schnell so, dass man sagt: Man darf die Menschen nur aus ihrer Zeit heraus betrachten, und dann kommt man zu ganz schnellen Urteilen. Ich frage mich dabei immer ein bisschen: Fürs Erinnern gilt das doch gar nicht. Wir erinnern uns doch nicht um der Vergangenheit willen, sondern um der Gegenwart willen. Was würden Sie dazu sagen?

Linda Addae:

Sie meinen, wie ich das einordne?

Torben Giese:

Ja, oder wie man damit umgeht. Wenn beispielsweise jemand sagt, König Wilhelm II. war ein moderner, liberaler Herrscher, und er war doch gut. Dann kommen aber Herr Wegmann und Herr Giese und sagen, dass Wilhelm II.

aber kolonialistisch gedacht hat. Dann ist meist die erste Antwort, dass man ihn nicht mit heutigen Maßstäben messen darf. Wie geht man mit diesem Argument um?

Linda Addae:

Das ist natürlich schwierig. Also auf der einen Seite würde ich zustimmen und sagen, dass man heutzutage nicht die gleichen Kriterien hat. Aber auf der anderen Seite ist es so, dass Geschichte ja auch Identität in der Gegenwart stiftet und deswegen müssen wir ja kritisch werden. Ich glaube, irgendwie ist es so, dass dieses Narrativ ja lange unangetastet war. Ich glaube auch, dass es hier verschiedene Schichten gibt. Zum einen die Erinnerungsschicht, die dazu geführt hat, das Bronzedenkmal mit den Spitzhunden zu errichten. Dann kamen Sie, Herr Giese, mit Ihrer Perspektive und dem Stadtpalais und haben gesagt, dass diese Figur keine Identifikationsfigur für alle Stuttgarter*innen ist. Ich glaube eben, dass durch die Kontexte von Nationalismus und Kolonialismus auch noch weitere Stimmen dazukommen werden, die sagen werden, wir lehnen den komplett ab und wir möchten ihn gar nicht mehr. Ich denke, was hier mit dem Identitätsbild von Stuttgarter*innen, die ihm sozusagen hinterhertrauern kollidiert, ist, dass man bisher den sogenannten Volkskörper homogen gedacht hat. Dadurch, dass die heutige Gesellschaft aber nicht mehr so konzipiert ist, sondern wir in vielen verschiedenen Stadtidentitäten denken müssen, denke ich, ist Kritik in jeder Form und an der Stelle angebracht.

Torben Giese:

Ist es dann aber nicht so, um den Finger in die eigene Wunde zu legen, dass bisher wirklich immer noch diese ganzen Stadtidentitäten, von denen ich fest überzeugt bin, dass sie da sind, aber dass wir die aber gar nicht erreichen mit den Diskursen? Also das Gefühl habe ich jetzt in unserem Diskurs über Wilhelm II. Wir versuchen seit zwei Jahren alles, um möglichst viele Menschen dafür zu interessieren. Zum Schluss bin ich ehrlich, ist das Gefühl eher, dass man nur eine ganz bestimmte, ganz eng begrenzte Schicht der Bevölkerung erreicht und den Rest einfach nicht. Wie gibt man denn auch den anderen eine Stimme?

Linda Addae:

Also ich glaube, gerade wenn ich jetzt aus Sicht der Koordinierungsstelle spreche, ist es so, dass wir ein Netzwerk aufbauen möchten. Es heißt: »Netzwerk Erinnerung Stuttgart«. Da möchten wir ganz spezifisch verschiedene Initiativen dazu einladen, mit uns über genau so etwas zu sprechen. Ich glaube, wenn man Strukturen dafür herstellt, die fair sind, und die macht- und diskriminierungskritisch sind, auch das Interesse gesteigert wird, etwas dazu zu sagen. Ich kann das aus eigener Perspektive noch mal mitteilen, also als Aktivistin. Auch in der Vergangenheit war es immer so, dass man an verschiedene Diskurse angedockt war, aber man wurde nicht strukturell implementiert. Man war nur außen, man konnte nur einen kritischen Kommentar abgeben, aber man wurde nicht repräsentiert. Ich glaube, das ist sozusagen der Unterschied zur vorherigen Situation, dass die Koordinierungsstelle nämlich versucht, eben diese Dinge strukturell mit einzugliedern. Ich denke, wenn man das Ergebnis sieht, beispielsweise, dass man hier in der Ausstellung vorkommt oder in einem Audioguide, an dem man mitgearbeitet hat, kann das das Interesse durchaus steigern.



Torben Giese:

Es ist auch ein Lernprozess für uns als Institution. Ich glaube, dass es zum Schluss auch viel um Vertrauen geht, dass ich gehört werde und das akzeptiert wird. Dazu hilft übrigens das Argument, wenn jemand sagt: »Du misst ihn mit falschen Maßstäben!« natürlich nicht. Ich glaube, man muss auch ganz klar sagen, dass es nicht zu einer lebendigen Erinnerungskultur beiträgt, wenn ich mit der vermeintlich methodischen Keule komme. Ich will aber auch zu den methodischen Keulen noch eines sagen: Diese gilt natürlich auch für das Gute. Wenn

ich jemanden mit den Maßstäben von damals im Guten messe und sage, er ist modern und liberal, dann muss ich eben auch sagen, dass er kolonial und aggressiv national ist. Es geht auch beides übrigens ohne Problem einher. Also nicht, dass ich jetzt das eine oder andere werten würde, aber ich glaube, das ist ein ganz wichtiger Punkt, dass das auch für das andere gilt. Das gilt auch für König Wilhelm I: Wenn ich sage, dass er ein wichtiger und gutmütiger Herrscher war, dann muss ich auch mitbedenken, dass die Juden im frühen 19. Jahrhundert in Württemberg erst ab 1828 emanzipiert waren, aber in Preußen schon 1812. Das sind die beiden Seiten der Medaille.

Heiko Wegmann:

Vielleicht darf ich noch kurz etwas sagen zu den verschiedenen Perspektiven: Ich finde das sehr interessant. Ich habe mir noch einmal eine Biografie angeschaut aus dem Jahr 1986 zu Julius von Soden. Ich habe es vorher schon einmal erzählt, dass sich der Autor in einem Band der »Schwäbischen Lebensbilder« total darüber beschwert, dass der Kolonialismus neuerdings so negativ behandelt werde und von Soden sei ja ein Entwicklungshelfer gewesen. Ich finde es sehr interessant, dass es 1986 noch solche Äußerungen gab. Wahrscheinlich hat er irgendeinen Autor gefunden, der etwas Kritisches über Carl Peters gesagt hat, oder ähnliches. Heute gibt es solche Reaktionen auch, und trotzdem glaube ich, hat sich wahnsinnig viel verändert zwischen 1986 und jetzt. Nehmen wir noch einmal das Beispiel Linden-Museum. Dieses hat mich beauftragt, zur Geschichte des Museums und eben auch dem weiteren Umfeld zu forschen, also nicht nur Provenienzforschung, sondern auch wirklich mal dieses Umfeld und die institutionelle Geschichte mit anzuschauen und das dann in der Ausstellung sozusagen selbstkritisch mal auf den Tisch zu legen. Ich glaube, in Verbindung mit verschiedenen Faktoren, Stichwort »Black Lives Matter« spielt auch eine Rolle, dass die Initiativen jetzt auch mehr gehört werden, und, dass sich in vielen Institutionen so ein bisschen was regt. Also ich kann das in Bezug auf Stuttgart jetzt ein bisschen beobachten, aber ich kann das auch an einer anderen Stelle beobachten. Ich habe 2007 etwas über den Gründer des Deutschen Caritasverbandes, Lorenz Werthmann, geschrieben. Ich habe auf meiner Webseite einen Artikel über ihn

geschrieben. Das war noch, sagen wir mal, eher eine Spurensuche, da ich damals nicht intensiv zu ihm forschen konnte. Aber es gab genug, was hellhörig machen sollte. Der damalige Geschäftsführer der Caritas hat nur mit den Schultern gezuckt. Er war jemand, über den ich jetzt in Anführungsstrichen sagen würde, er hat sich vorher viel mit Nord-Süd-Politik beschäftigt. Das heißt, das war jetzt nicht jemand, von dem man erwarten würde, dass er das total abblockt, aber er hat nur mit den Schultern gezuckt. Jetzt erst, im letzten Jahr, ist es dazu gekommen, dass es noch einmal eine stärkere Öffentlichkeit zu Lorenz Werthmanns kolonial- und kolonialrassistischen Seiten gegeben hat. Lorenz Werthmann ist in Freiburg ein absoluter Heiliger, und nicht nur in Freiburg, sondern eigentlich in ganz Deutschland. Es gibt überall Lorenz-Werthmann-Häuser und sonst etwas. Auch da geht es darum, dass man einfach diese verschiedenen Seiten mal hervorholt. In keiner Biographie über Lorenz Werthmann, der wirklich ein Säulenheiliger ist, ist jemals jemand auf dieser Welt auf diesen Kolonialrassismus eingegangen, also konkret gesagt, die ganze Debatte über sogenannte »Rassen-Mischehen«, bei der Werthmann mitgespielt hat. Er wird als jemand präsentiert, der armen Arbeitsmigranten und Deutschen in Übersee und überhaupt



den Armen geholfen hat, also das größte Herz Deutschlands besitzt. 2007 habe ich das den Interessierten vor die Füße gelegt und habe gesagt: »Hier, damit könnte man jetzt mal weitermachen«. Aus dem Mittelbau kamen immer mal wieder Anfragen an mich von der Caritas, aber das ist nie verfolgt worden. Erst jetzt hat die Caritas ein Interview mit mir gemacht, das sie selbst auf ihre Webseite gestellt haben und so anerkennen. Aber ich wollte gar nicht die Caritas speziell herausgreifen. Aber ich finde es gut, dass das jetzt passiert ist, und das zeigt einfach, dass so nach und nach was in Bewegung kommt. Ich glaube, das ist auch nicht mehr so einfach umkehrbar, weil der Kolonialismus nicht mehr als Kavaliersdelikt angesehen wird, weil es jetzt einfach sehr viel mehr Forschung auch zur Brutalität und seiner Tiefe gibt.

Torben Giese:

Ich darf mich nochmals bei Ihnen allen bedanken. Als wir als Team die Bronzeplastik von Wilhelm II. nicht wieder vor das Stadtpalais, sondern nach hinten gestellt haben, spielte das Thema Kolonialismus noch überhaupt keine Rolle. Wir hatten diese Geschichte des »Demokraten auf dem Thron« vor Augen, und das konnte nicht stimmen. Es stimmte ja auch nicht, wenn man genau hinschaute.

Ich glaube, diese heutigen Facetten kommen jetzt dazu. Ich denke, dass es aber nicht nur beim Thema Kolonialismus diese Facetten gibt. Das kann ich als Historiker auch sagen: Ich verstehe diese Gesellschaft eigentlich nicht, wenn ich ihn ausblende. Ich frage mich manchmal: Wie habe ich das denn davor gemacht? Wir haben ein (Linden-) Museum, das ein Produkt des Kolonialismus ist. Es geht dann weiter. Die Gründung des ifa steht eng damit zusammen. Unser Haus wird dann zum Museum der Deutschen im Ausland. Also diese Geschichte durchzieht ja die ganze Stadtgeschichte. Noch vor zehn Jahren hätte ich ohne Weiteres behauptet, dass das doch mit Stuttgart gar nichts zu tun hat. Dabei ist das schon ein wichtiges Stück. Man versteht diese Stadt doch gar nicht ohne diese Strukturen.

Heiko Wegmann:

Wenn ich das ganz kurz einfließen lassen darf, weil Sie jetzt das ifa erwähnen: Hier im Wilhelmspalais gab es ab 1936 in der Dauer- ausstellung zur Leistung des Deutschtums im Ausland auch einen Raum für die deutschen Kolonien.

Torben Giese:

Also es ist nicht nur ein weiter, sondern auch ein spannender Weg, der mehr zum Verständnis von unserer eigenen Geschichte und von dieser Stadt beitragen wird. Vielen, vielen Dank an Sie alle für dieses interessante und auch wirklich inspirierende Gespräch. Es geht uns als Museum um den Diskurs und die Multiperspektivität und gar nicht um Recht haben und gar nicht um beurteilen. Ich glaube, man muss auch nicht immer über Menschen in Schemata sprechen und sie als gut oder böse einordnen. Es sind nicht die Schubladen, die man braucht, um zu bestimmen, ob jemand nach vorne, nach hinten oder woanders hingehört als Denkmal. Wichtig ist, dass Denkmäler den Anstoß zum Diskurs geben. Wilhelm II. macht vorbildhaft vor, dass es sich auch lohnt, darüber nachzudenken. Das haben wir heute Abend gezeigt. Vielen Dank, dass auch Sie im Publikum da waren. Hoffentlich geht der Diskurs genauso spannend weiter wie heute. Vielen Dank!



»König Wilhelm II. als Erbauer einer modernen Residenzstadt«

Gespräch mit Professor Dr. Klaus Jan Philipp

 Aufzeichnung des Gesprächs vom 4.3.2022. Link: <https://youtu.be/TqwazZ-h8L4>

Edith Neumann:

Liebe Zuschauerinnen, liebe Zuschauer, herzlich willkommen zu einer neuen Folge unserer Gesprächsreihe begleitend zur Ausstellung über König Wilhelm II. von Württemberg. Mein Name ist Edith Neumann, ich bin Kuratorin der Ausstellung, die gerade bei uns im Haus zu sehen ist und stellvertretende Direktorin des StadtPalais. Unsere Gesprächsreihe heute heißt »König Wilhelm II. als Erbauer einer modernen Residenzstadt«. Mein Gast ist ein Spezialist auf diesem Fachgebiet, Herr Professor Dr. Klaus Jan Philipp, seines Zeichens Professor an der Universität Stuttgart. Klaus Jan Philipp hat Kunstgeschichte, Geschichte und Klassische Archäologie in Marburg und Berlin studiert. Er hat 1985 promoviert und war von 1989 bis 2003 Dozent am Institut für Architekturgeschichte, hier in Stuttgart. Er hat sich parallel dazu 1996 habilitiert und erhielt 2003 seine erste Professur für Baugeschichte an der Hochschule für bildende Künste in Hamburg. Seit 2008 ist er wieder zurück in Stuttgart und nun Leiter des Instituts für Architekturgeschichte der Universität Stuttgart. Von 2014 bis 2018 war er auch Dekan der Fakultät, und seit 2019 ist er nun der offizielle Beauftragte der Universität Stuttgart für die IBA'27, der großen Bauausstellung der Stadtregion Stuttgart. Ich begrüße Sie herzlich. Es gibt auch Publikationen, die ich gerne noch erwähnen möchte: es sind weit über 300. Ich kann nicht wirklich alle nennen. Ich beziehe mich jetzt, oder bleibe im Wesentlichen bei den Publikationen, die sich mit der Stadt Stuttgart speziell beschäftigen. Die letzte Publikation war: »Architektur – gezeichnet vom Mittelalter bis heute« erschienen im Verlag Birkhäuser. Dann direkt zur Stadtgeschichte ist 2015 erschienen: »Der Städtebau der Stuttgarter Schule«, dann im Jahr 2017: »Stuttgart: An Architecture Guide in English«. Dann weiter, ebenfalls im Jahr 2017, die Publikation: »Um 1600 – Das Neue Lusthaus

in Stuttgart und sein architekturgeschichtlicher Kontext«. Es gibt auch eine ganze Reihe von Aufsätzen, unter anderem: »Ein für Stuttgart stattlicher, ja musterhafter Bau: Georg Gottlieb Barth und das Museum der bildenden Künste«, erschienen 1993 in einem großen Aufsatzband von Christian von Holst. Ein weiterer Aufsatz zur Grabkapelle auf dem Rotenberg ist 1995 im Referat Staatliche Schlösser und Gärten erschienen. Zu unserer Universitätsbibliothek erschien ein Aufsatz zum Thema »Neubau 2011«. Er hat auch publiziert zum Thema Wohnungsbau 1945 bis 1979, außerdem über die Zeit des Architekten Joseph von Egle 1818 bis 1899 in Stuttgart. Dann eine spannende Publikation »Deckel oder Platz? Der kleine Schlossplatz in Stuttgart«, erschienen 2018. Und last but not least in der Publikation »Das Wilhelmspalais«, die Sie bei uns im Haus er-



werben können, hat Professor Philipp einen sehr spannenden Aufsatz über Giovanni Salucci geschrieben, dem Architekten dieses Hauses. Der Bauherr war König Wilhelm I. Professor Philipp hat auch Ausstellungen kuratiert, zum Beispiel, »Revolutionsarchitektur« im Deutschen Architekturmuseum Frankfurt am Main 1990, dann 2003: »Die Farbe Weiß: Farbenrausch und Farbverzicht« im Stadthaus Ulm. Dann »Akzeptiert Gott Beton? Die Ulmer Pauluskirche im Kontext« im Jahr 2011 und noch weitere Themen, wie die Neckarstraße in Stuttgart, der Stadtgarten, die Friedrichstraße, die Bauausstellung 1924, die Weißenhofsiedlung und vieles mehr. Jetzt kommen wir zu den Fragen. Lieber Herr Professor Philipp, König Wilhelm. II. hat die Residenzstadt baulich, genauso wie Wilhelm I., sehr stark geprägt. Er selbst hat von sich in einem Resümee gesagt, er wollte aus Stuttgart eine Kunststadt machen. Aber er hat nicht nur Bauten für eine Kunststadt Stuttgart errichten lassen. Ganz allgemein: Wie war denn die bauliche Entwicklung in der Residenzstadt während der Zeit von König Wilhelm II.?

Klaus Jan Philipp:

Bereits seine Vorgänger waren sehr aktiv, angefangen von Wilhelm I. Was alles passiert war, dass Stuttgart sich seit dem frühen 19. Jahr-

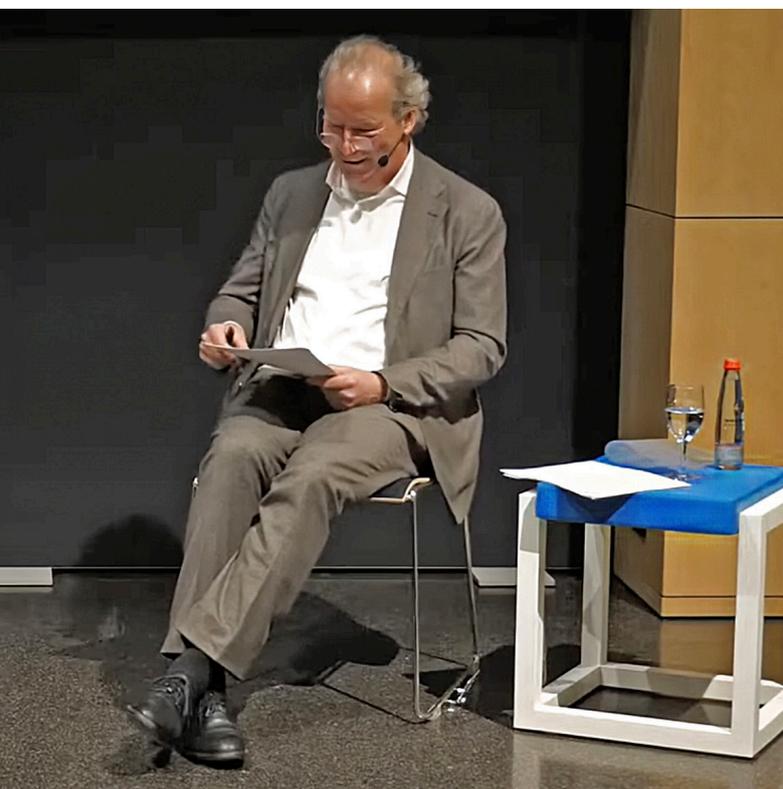
hundert tatsächlich zu einer Großstadt entwickelt hat, hat mit dem Königtum angefangen. Da steigt Wilhelm II. seit seiner Regierungszeit ein und schafft es, dass Stuttgart in dieser architekturgeschichtlich ganz wichtigen Zeit um 1900, in der wir den Umbruch haben zur modernen Architektur, zumindest mit allen anderen Städten Deutschlands auf Augenhöhe steht. Wir werden gleich noch weiter in Details gehen. Auf jeden Fall ist es eine sehr reformoffene Situation, dass man sich nicht neuen Dingen verschließt, sondern durchaus schaut, wo kriegen wir neue Impulse her? Das kann man durchaus mit dem was in Wiesbaden, in Karlsruhe und vielleicht sogar München passierte, vergleichen. Wenn man mal so die verschiedenen Bauaufgaben durchgeht, zum Beispiel den Wohnungsbau, da entstanden die Siedlung Ostheim und Südheim, also sozialer Wohnungsbau. Das Eisenbahnerdörfle am Nordbahnhof entsteht auch in der Zeit bis 1912, und noch weitere größere Wohngebiete. Man merkt, dass Stuttgart auch architektonisch auf die gewandelte Gesellschaft in dieser Zeit reagierte. Wichtig waren auch Neubauprojekte wie das Quartier um den Hansim-Glück-Brunnen, 1906, wo man sieht, dass versucht wird, die Altstadt zu rekonstruieren aber auch qualitativ hochwertigen Wohnraum zu schaffen.

Edith Neumann:

Man muss dazu sagen, dass es dort einen Brand gab, nach dem dann neu gebaut wurde.

Klaus Jan Philipp:

Genau, es wurde alles neu gebaut. Es sieht mittelalterlich aus, war aber von der Qualität der Wohnungen her modernster Stand der Zeit, und das war ganz wichtig. Dann entstehen natürlich Wohn- und Geschäftshäuser wie etwa der Marquardtbaum von Ludwig Eisenlohr. Darauf kommen wir vielleicht noch zu sprechen. Oder das gewaltige Gebäude der Allianzversicherung unterhalb der Karlshöhe. Das waren Gebäude in einem Maßstab, wie sie in Berlin und selbst in Paris stehen könnten. Das war auch der Anspruch, den Stuttgart in der Zeit kurz vor der Jahrhundertwende hatte. Dann eine Reihe von öffentlichen Bauten. Zum einen das Württembergische Landesgewerbemuseum, heute Haus der Wirtschaft vom finnischen Architekten Skjöld Neckelmann, einer der wenigen international tätigen Architekten



der Zeit. Dann haben wir noch das neue Rathaus, das gebaut wird, also nicht nur königliche Bauten und Kulturbauten entstehen, sondern auch die Stadt baut viel. Das Rathaus wird 1901 bis 1905 in einem neugotischen Stil erbaut. Wir kennen heute noch die Rückseite. Sie steht noch im Zustand wie damals. Dazu kommen die ganzen Kunstbauten, auf die wir noch gesondert eingehen, beispielsweise das Königliche Kunstgebäude am Schlossplatz, die Königliche Kunstakademie, auch das alte Schauspielhaus von Albert Eitel entsteht unter Wilhelm II., und auch das Linden-Museum, erbaut 1911 von Georg Eser. Das Gustav-Siegle-Haus und die Markthalle von Martin Elsässer dürfen wir nicht vergessen. Das war alles noch vor dem Ersten Weltkrieg zur Zeit König Wilhelms II. Es entstehen auch Reformschulen, die wirklich das Schulwesen weitergetrieben haben, wie die Heusteigschule von Paul Bonatz und die Fangelsbachschule von Theodor Fischer, bis hin zum Wagenburg-Gymnasium von Martin Elsaesser. Das waren alles wichtige Schritte im Schulbau, die in der Regierungszeit von Wilhelm II. gemacht wurden. Darüber hinaus entstehen Bauten für die Gesundheit wie das Karl-Olga-Krankenhaus, das noch heute existiert, es war zwar noch historisierende Architektur, aber mit modernster technischer Ausstattung. Das trifft auch auf Großbauten zu, wie den Stuttgarter Hauptbahnhof und das Bosch-Areal, auf dem die Bauten für die Bosch AG entstanden. Ebenfalls technische Bauten wie der Schwabtunnel, also hochmoderne Dinge. Die Elektrizität wird unter König Wilhelm II. eingeführt. Im Jahr 1896 war in Stuttgart eine große Elektrizitäts-Ausstellung im Stadtgarten.

Edith Neumann:

Das waren alles auch wichtige Bauten für eine moderne Infrastruktur.

Klaus Jan Philipp:

Genau, das war ganz wichtig. Damit hängt dann auch die Elektrifizierung der Straßenbahn ab 1895 zusammen. Da verändert sich die Stadt total. Man ist jetzt von den Pferdefuhrwerken weg, die Elektrizität kommt, und es gibt elektrische Beleuchtung in der Stadt. Das passiert alles in diesen ersten Regierungsjahren von König Wilhelm II. Also, die Stadt verändert sich und wird wirklich modern. Es war der Abschied von der Gasbeleuchtung

und von Kerzen. Jetzt haben wir wirklich elektrisches Licht, und das hat König Wilhelm II., gerade bei den Großbauten wie der Königlichen Oper tatsächlich inszeniert und diese neuen Möglichkeiten des elektrischen Lichts genutzt. Wirklich hell und strahlend waren diese Bauten nachts zu sehen gewesen. Aber es geht noch weiter. Es geht um die Kanalisation in dieser Zeit, welche es vorher nicht gab. Stuttgart kommt relativ spät erst dazu, eine Kanalisation zu planen, sowohl bei Neubauten, bei der Erschließung von neuen Wohngebieten, aber auch bei der Rekonstruktion von alten Bauten. Es war notwendig, dass das kommt. Die Kanalisation, das Wasserkraftwerk Hasenberg, das auch noch zum Teil existiert, war in dieser Zeit entstanden, und auch der Wasserturm in Degerloch in der Jahnstraße. Im Jahr 1895 entstand die erste Straßenbahnstrecke zwischen dem Stadtteil Berg und Charlottenplatz. Es geht dann schnell weiter. Die elektrische Straßenbahn entwickelt sich rasend. Anderes Thema: Die Kasernenbauten waren ein großes Thema gewesen, auch unter Wilhelm II., obwohl er sich nicht als Kriegsherr etabliert hatte. Aber Stuttgart war eine Legionsstadt: Es wird die Bergkaserne gebaut, und es gibt natürlich auch ein Militär-Lazarett, das er bauen lässt. Ganz wichtig war noch die Dragonerkaserne in Bad Cannstatt, das sogenannte Römerkastell. Dort wurde in einer sehr moderner Architektursprache im frühen 20. Jahrhundert diese riesige Kaserne gebaut, die bis heute stadtbildprägend ist. Wenn man mal mit so einer Liste durch Stuttgart geht, merkt man, wie stark diese weiteren Veränderungen waren, obwohl wir wissen, wie wir zu Anfang festgestellt haben, dass bei seinen Vorgängern auch schon viel passiert ist. Aber es geht noch mit einem ganz schönen Schwung weiter.

Edith Neumann:

Ich glaube den Aspekt, dass Stuttgart eine Garnisonsstadt war, vergisst man zu schnell bzw. man hat ihn vergessen. Das war sehr stadtbildprägend. Auch die ständige, sichtbare Präsenz des Militärs.

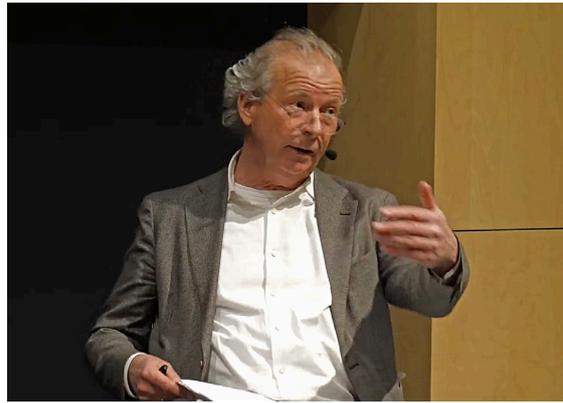
Klaus Jan Philipp:

Im Stadtbild auf jeden Fall und natürlich mit der Rotebühlkaserne, die ja schon vorher da war. Aber die Tendenz in der Zeit war es, das Militär aus der Stadt herauszuholen und in die Randlagen zu bringen. Das geht so bis 1940

weiter. Bis dahin lagen die Kasernen dann immer weiter draußen, weil in der Stadt einfach kein Platz war, bis auf die Rotebühlkaserne, die geblieben ist, weil sie ja lange schon da war und weiter genutzt werden konnte. Die kleinen Kasernen, die in der Innenstadt lagen, sind alle aufgelöst worden. Was haben wir noch für Bauaufgaben? Bei den Kirchenbauten kann man auch wieder mit einer ganzen Reihe beginnen. Ich nenne mal nur die Russische Kirche, die Elisabethenkirche am Bismarckplatz, die Markuskirche von Heinrich Dolmetsch, bei der sich bereits die moderne Architektur zeigte. Dann auch noch ganz wichtig: Das Krematorium am Pragfriedhof. Sehr präsent war natürlich auch das Bismarck-Denkmal aus dem Jahr 1904 von Wilhelm Kreis, das immer noch eine Landmarke ist. Es gab noch vor seiner Regierungszeit am Stadtgarten eine Ausstellungshalle, die 1881 gebaut wurde. Dort haben viele Ausstellungen stattgefunden, zum Beispiel die Elektrizitäts-Ausstellung 1896, und ganz wichtig die Bauausstellung von 1908, in der die modernste Architektur der Zeit präsentiert wurde. Diese war tatsächlich auch national, wenn nicht gar international beachtet worden. Da hatte zum Beispiel Martin Elsässer bereits eine Betonkonstruktion eingerichtet, die quasi die Vorform der Markthalle von 1913 gewesen ist. Das waren ganz wichtige Ausstellungen, bei denen natürlich der König immer persönlich anwesend war; das hat er sich nicht nehmen lassen. Er hat sich diese Sachen angeschaut. Er hat die Ausstellungen eröffnet und war an den Themen sehr interessiert. Er war an Architektur und Stadtplanung sehr interessiert, das werden wir gleich noch einmal vertiefen können, wenn wir auf die speziellen Bauten zu sprechen kommen.

Edith Neumann:

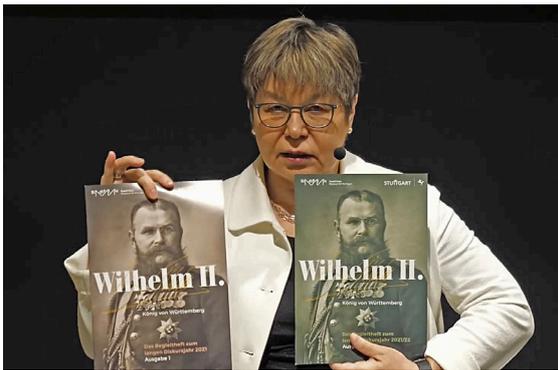
Ich würde sagen, die Bandbreite dessen was gebaut wurde, war klar geworden. Vielleicht jetzt etwas genauer zu den Bauten, für die sich König Wilhelm II. sehr persönlich eingesetzt hat. Da ist zum Beispiel der Hauptbahnhof, das Königliche Kunstgebäude, aber vor allem die beiden Theatergebäude, die heute so nicht mehr stehen. Das Kleine Haus steht nicht mehr, das Große schon. Das waren einige der prägendsten Bauten, und vielleicht auch noch ein paar mehr, bei denen man sagen kann, dass diese ihm besonders am Herzen gelegen haben, und er sich aktiv eingemischt und mitbestimmt hat.



Klaus Jan Philipp:

Genau. Das war insbesondere bei den Theaterbauten, also dem Doppeltheater der Fall. Da geht es auch um ein ganz wichtiges Datum, das vieles ausgelöst hat. Das ist mir jetzt in der Vorbereitung nochmal ganz neu bewusst geworden, was in welcher Weise alles in der Innenstadt zusammenhängt. Im Januar 1902 ist das Neue Lusthaus abgebrannt, welches als Operntheater genutzt wurde und zwischenzeitlich mal eines der größten Opernhäuser Europas gewesen ist, bevor die italienischen dann größer geworden sind. 1902 brannte es bis auf die Reste ab, die jetzt noch in den Unteren Anlagen stehen, die man damals nach dem Brand noch gefunden hat. Dieser Brand löste dann einige Fragestellungen aus, zum Beispiel, wo jetzt ein neues Theater gebaut werden sollte. Dann hat der König in der Zeit um 1902 auch schon die Vergrößerung und Verlegung des Stuttgarter Bahnhofs im Kopf gehabt. Also nicht erst, als der Wettbewerb anstand, sondern er beschäftigte sich schon vorher damit. In diesem Zusammenhang musste also, sowohl nah am Schloss, da wo das Lusthaus stand, und am Bahnhof etwas passieren. Das bedingte, dass auch im Bereich dazwischen einiges passieren musste. Wie gehen wir mit den ganzen Gebäuden um, die da waren? Er hat tatsächlich die ganze Umgebung um den bisherigen alten Bahnhof im Blick gehabt, bis hin zur Kronen- und Schloßstraße. 1903 gibt es einen königlichen Erlass, in dem Wilhelm II. verfügte: »Der in Aussicht genommene Umbau und die damit zusammenhängende Vergrößerung und Verlegung des Stuttgarter Bahnhofs werden eine vollständige bauliche Umgestaltung der ganzen Umgebung des bisherigen Bahnhofs, insbesondere der unteren Königs-, der Friedrichs- und teilweise auch der Kronen- und Schloß-

straße zur unmittelbaren Folge haben. Neben der Erstellung eines Gebäudes für die Generaldirektion der Staatseisenbahnen und eines Hauptpostgebäudes will ich, der König, hier nun den Neubau des Hoftheaters, einer Katholischen Kirche, eines Ersatzes für das Marstall- und das Akademiegebäude und für einzelne, den Bedürfnissen nicht mehr genügende Ministerialgebäude erwägen.« Das heißt, er nimmt sich ein riesiges Bauprogramm vor, das den Großteil der Innenstadt bis hin zum heutigen Bahnhof umfasst. Er will wirklich die Stadt in diesem Bereich vollständig neu planen. Das war eine Riesenaufgabe, der er sich da stellte. Er schafft natürlich nicht alles was er sich vornimmt. Aber allein dieses Denken im großräumigen städtischen, urbanen Kontext finde ich schon bemerkenswert. Auch, dass er nicht sagt, er möchte da ein bisschen was und dort ein bisschen was ändern, sondern, dass er die große, sich angebotene Gelegenheit nutzt. Der Brand ist sozusagen die Gelegenheit, neu zu bauen, und damit geht es dann los.



Edith Neumann:

Ich meine, die Brandzerstörung von diesem wichtigen Theaterbau war natürlich etwas, das ihm besonders am Herzen lag. Das traf ja seine Angestellten. Er bezahlte für das Theater, er bezahlt die Schauspieler. Hingegen die Verlegung des Bahnhofs von der Bolzstraße raus aus der Stadt, also in die Schlossgartengegend, in der er heute steht, war durchaus umstritten. Die Bürger wollten unter König Wilhelm I. den ersten Bahnhof nicht in der Stadt haben. Er hat ihn trotzdem in die Bolzstraße gesetzt, damit er vom Schloss aus bequem zum Bahnhof kam. Durch dieses Hinausschieben des Bahnhofsgeländes wurde an einer zentralen Stelle der Stadt Platz frei, genauso wie nach dem Brand des Theaters. Das war die Gelegenheit schlechthin.

Klaus Jan Philipp:

Das war die Gelegenheit, das jetzt anzugehen. Der alte Bahnhof funktionierte auch nicht mehr, er war einfach zu klein geworden, er musste vergrößert werden. Da war auch ein wirtschaftlicher Zwang dahinter.

Edith Neumann:

Die Ironie der Geschichte ist ja, dass alle drei Stuttgarter Bahnhöfe: der erste, der zweite und jetzt auch aktuell der dritte immer gegen den Willen der Bürgerinnen und Bürger gebaut worden sind.

Klaus Jan Philipp:

Aber wir könnten jetzt mit dem Hoftheater weitermachen. Über die neuen Hoftheater, worüber alle letztlich glücklich waren, könnte man immer noch diskutieren. Das war auch nicht von Anfang an so eindeutig gewesen. Es beginnt mit dem Interimstheater, das immer vergessen wird und von Carl Weigle gestaltet wurde. Ein wirklich wunderschöner Jugendstilbau, der in sehr kurzer Zeit errichtet wurde, etwa an der Stelle, wo heute der Landtag ist. Dann geht es gleich 1902 los mit den Überlegungen, wo denn ein neues Theater und eine neue Oper gebaut werden könnten? Es wird zunächst überlegt, ob an der alten Stelle des Lusthauses wieder neu gebaut wird. Dann wird der Botanische Garten, das war in etwa der heutige Standort, diskutiert. Dann werden der Standort des Waisenhauses und der Karlsplatz diskutiert, und es kommen noch Überlegung hinzu, dass man in die heutige Schillerstraße, also neben dem neu zu bauenden Bahnhof geht. Es gibt zwar noch keinen Wettbewerb in der Zeit, aber der wird schon mitgedacht. Es wird auch nach einer Möglichkeit geschaut, ob man auf das Marstall-Gelände gehen kann und ob der Marstall unbedingt an der Königstraße stehen muss, als rein königliche Nutzung, quasi als Garage des Königs. Dabei hat natürlich auch die Stadt ein Interesse gehabt, gerade mit der Vorstellung, dass der neue Bahnhof kommt. Tatsächlich wurde auch dieses Gelände mituntersucht, ob nicht da ein Theater und eine Oper gebaut werden könnte. Viele von diesen Standorten haben wir in den letzten Jahren erneut diskutiert, wenn es darum ging, wo die neue Interimsoper oder ein neues Konzerthaus gebaut werden sollen. Aber ein direkter Auftrag für ein neues Hoftheater geht zunächst an Max Littmann, der

später dann auch den Wettbewerb gewinnt. Er plant tatsächlich erst einmal für den Karlsplatz und das Waisenhausareal verschiedene Prinzipien, die er ausprobiert. Zum Beispiel, dass sich beide Häuser in einem sehr langgestreckten Gebäude befinden und sich die Zuschaueräume sozusagen gegenüber liegen. In der Mitte wäre das große Bühnenhaus gewesen. Es gab aber auch die Überlegung, dass man sie parallel stellt: Kleines Haus und Großes Haus. Das wird von Littmann an verschiedenen Standorten ausprobiert, an denen das möglich wäre. Aber auch andere Architekten werden bei den Vorstudien beteiligt. 1904, zwei Jahre nach dem Brand, liegen insgesamt 11 Dispositionsstudien für die vier genannten Vorschläge vor. Da wurde also von Beginn an unheimlich viel gearbeitet. Quasi von heute auf morgen wird begonnen.

Edith Neumann:

Was man vielleicht noch dazu sagen kann. Diese Dispositionsstudien waren nicht einfach nur Papiere, sondern, es sind im Archiv des Hauses Württemberg in Altshausen einzu-sehende große Mengen von großformatigen Kartons. Es wurden sehr große Entwürfe für den König gemacht. Man erkennt schon vom Aufwand her, wie diese ganzen Unterlagen für ihn hergestellt wurden. Das war ein immenses Unternehmen.

Klaus Jan Philipp:

Ja, sicher! Es war wirklich enorm, was gemacht worden ist. Man sieht daran, wie wichtig das Thema an sich genommen wurde und wie wichtig es dem König war und wie wichtig es aber auch der Stadt gewesen ist. So reibungslos lief das aber alles nicht ab. Ganz wichtig dabei waren die Vorschläge von Theodor Fischer, der frisch von München nach Stuttgart gekommen war und dann auch nicht lange blieb. Er hatte als moderner Architekt einen sehr starken Ruf und ist schon vorher hier beachtet worden. Um 1900 beginnen gerade die Überlegungen, wie die Stadt sich überhaupt noch erweitern kann, da es unten im Kessel bereits voll war. Da geht es um die Halbhöhenlagen, da konkurrierten zwei verschiedene Systeme. Die einen wollten wirklich die Straßen geradeaus aufwärts führen und das andere System sah die hangbegleitenden Straßen vor, so wie es dann auch ausgeführt worden ist. Das greift zum Teil Ideen auf, die

Theodor Fischer schon für München entwickelt hatte, die hier stark diskutiert werden. Dann entschließt man sich hier dazu, schon bevor Fischer kommt, diese hangbegleitenden Straßen zu realisieren, so dass das Grün immer noch in der Stadt sichtbar bleibt. Man muss sich dazu vorstellen, dass etwa bis ins Jahr 1910 die Stadt nur im Kessel lag. Ringsherum waren Weinberge, keine Bäume. Das sieht relativ kahl aus, wenn man das auf Schwarz-Weiß-Fotografien sieht, die um 1900 gemacht wurden. Die Villen waren alle noch unten im Tal, zum Beispiel in der Kriegsbergstraße oder an der Karlshöhe, aber es war noch nichts auf den Hängen erbaut. Das kommt dann mit einem Schlag, und relativ schnell füllte sich das auf. Das Stadtbild veränderte sich, es ging aber darum, das Grün zu erhalten. In der Zeit, in der Theodor Fischer dann in Stuttgart war, hatte er das natürlich weiter unterstützt. Fischer machte auch einen neuen Vorschlag für eine Oper und ein Theater, zusammen mit Robert von Reinhardt. Letzterer war ein Architekt, den man nicht so im Blick hat, der aber ganz wichtig ist. Er war lange in Stuttgart und entscheidet über sehr vieles. Er wird auch vom König gehört und plant die Oper in Richtung Bahnhof zu setzen, also zum Abschluss der Unteren Anlagen, wo auch die Eberhardt-Gruppe steht. Direkt neben den neuen Bahnhof wollte er sie setzen, und dazu gibt es ganz interessante Zeichnungen. Die Zeichnung stammt von Paul Bonatz, der im Büro von Theodor Fischer tätig war. Er zeichnet tatsächlich bereits 1902 einen Bahnhofsentwurf, der zwar anders aussieht als der, den er später einreichen wird, aber man sieht, dass Bonatz sich schon seit 1902 mit dem Bahnhof beschäftigte, weil er auch mit Fischer zusammen die neue Oper plante. Dazu gibt es eben auch Planungen, die bis in das Marstall-Gelände hineinreichen, um dort das Kleine Haus zu setzen in Verlängerung der Kronenstraße. Da sind ganz viele interessante Dinge, da müssten wir jetzt allerdings auch Bilder dazu haben, um das klar zu machen. Aber Fischer wollte tatsächlich, und das war eigentlich das Interessante daran, eine bürgerliche Dominante. Er wollte, dass das Bürgertum dort am Bahnhof am Ende der Königstraße noch einmal ein Kulturzentrum bekommt und nicht nur alles für den König ist. Für den König wäre es ja wunderbar gewesen, das Theater und die Oper gegenüber vom Wilhelmspalais fußläufig

erreichen zu können. Fischer wollte das eben nicht und war der Meinung, dass das auch dem Bürgertum gehört. Es ist ja nicht nur die Oper des Königs und das Theater des Königs, sondern es muss doch dort sein, wo das Volk und die Bürger der Stadt Stuttgart sind.

Edith Neumann:

Aber letztendlich hat sich der König durchgesetzt. Es sind zwei moderne Bauten entstanden, aber die Rangordnung ist geblieben.

Klaus Jan Philipp:

Die Rangordnung war tatsächlich geblieben. 1908 war der Wettbewerb, zu dem dann auch Max Littmann eingeladen wurde, der immer weiter daran gearbeitet hatte. Er hat eigentlich nie aufgehört, die Planung zu machen. Der Wettbewerb war eigentlich nur für württembergische Architekten ausgeschrieben, aber es wurden ein paar weitere Architekten dazu eingeladen, unter anderem Littmann als Münchner. Dann entschied sich die Wettbewerbs-Jury für die Entwürfe von Littmann. Aber so ganz unumstritten war es nicht. Theodor Fischer war mit in der Jury, und er war natürlich dagegen. Auch andere waren gegen die Entwürfe, aber eine Mehrheit war dafür. Es stand wahrscheinlich auch starker Druck des Königs dahinter, dass es so kam, wie er es von Anfang an haben wollte, nämlich, dass die Theater an der Neckarstraße stehen sollten. Quasi als Ersatz für die Orangeriebauten, die hier gestanden haben. Es war ganz deutlich zu sehen, dass der König sich da einmischte. Natürlich kann man das auch daran sehen, wie er die Oper einrichten lässt: wo seine Räume sind und wo er seinen Salon gehabt hat. Von da aus konnte er direkt in die königliche Loge gehen. Noch ein Nebenaspekt ist, dass bei der Eröffnung 1912 auch lichttechnische Inszenierungen gemacht wurden, und die Räumlichkeiten mit Bogenlampen hell erleuchtet wurden. Der König ist sozusagen im besten Licht erschienen. Daran kann man auch sehen, wie Technik als Inszenierungsmoment für den König eingesetzt wurde. Er nutzt die neueste Technik, diese Lichttechnik, um sich im rechten Licht darzustellen.

Edith Neumann:

Die Bühnentechnik hat davon auch profitiert.

Klaus Jan Philipp:

Ja, sicher. Natürlich hat das dann Folgereisungen. Aber erst einmal ging es um den Regenten.

Edith Neumann:

Auch um seine Räumlichkeiten, die ja bis heute da sind. Dort hat er auch Menschen empfangen. Es gab eine Küche, und es gab natürlich eine eigene Zufahrt für den König.

Klaus Jan Philipp:

Ja, sicher, so wie sich das gehörte. Ich glaube schon, dass man an der Oper und am Theater am deutlichsten sehen kann, wie stark der König sich bisweilen in Dinge eingemischt hat. Vielleicht, wenn man ein bisschen weiter schaut, gibt es ein paar Fragen, die man stellen könnte. Komischerweise hatte dieser Nebeneingang für den König dorische Säulen. Das ist in der Hierarchie der Säulenordnung die Unterste, während sonst außen ionische Säulen verwendet wurden. Im Inneren haben wir korinthischen Säulen, die die höchsten in der Säulenordnung sind. Also er geht eigentlich durch die niedrigste Säulenordnung hinein, aber kommt dann oben »richtig« heraus. Es gibt auch einen großen Unterschied zwischen dem Theater, das leider im Krieg 1944 stark getroffen wurde, und dem Opernhaus, das nahezu unbeschädigt geblieben ist. Das ist schon eine andere Architektur, diese ist viel feiner und anders. Nicht so Stil-Architektur, sondern eher Richtung Jugendstil, könnte man sagen. Also, da wird nicht die normale Herrschaftsrepräsentations-Architektur eingesetzt. Es war vielleicht doch eher die Oper für den König und das Theater für die Stadt und das Bürgertum.

Edith Neumann:

Wobei man dazu sagen muss, dass es die Trennung, die wir heute kennen, dass im Großen Haus Opern und Ballette aufgeführt werden und im Kleinen Haus Theaterstücke, damals nicht so war. Sie waren gleich. Die Inszenierungen waren unterschiedlich groß und unterschiedlich bedeutend und wurden entsprechend im Großen oder im Kleinen Haus aufgeführt. Aber klar, im Großen Haus hatte der König seine Entourage bei sich und seine eigenen Räumlichkeiten.

Klaus Jan Philipp:

Genau so, wie sich das gehörte. Soweit mal zum Theater und zur Oper, weil sich da wirklich sehr vieles entscheidet. Von diesem großräumlichen Denken bis hin in die Details der Architektur und wo der König überall immer seine Finger im Spiel hatte. Es kommt dann zum Bruch mit Theodor Fischer. Dieser ist total beleidigt, dass er mit seinem Theaterentwurf neben dem neuen Bahnhof nicht reüssieren kann und geht wieder nach München zurück, wo er eine Professur bekommt und Stadtbaumeister wird.

Edith Neumann:

Er darf dann aber trotzdem den alten Brandplatz bebauen.



Klaus Jan Philipp:

Ja, das darf er dann. Das war quasi eine Entschuldigung, dass er dann den Auftrag bekommt für das Königliche Kunstgebäude. Auch eine neue Bauaufgabe für Stuttgart. Kein Museum, sondern ein Gebäude, in dem aktuelle moderne Kunst gezeigt werden soll. Das Gebäude soll natürlich auch darauf hinweisen, dass moderne Architektur präsent ist. Auch da war der König von Beginn an in diese Diskussionen involviert. Natürlich gibt er dann den Auftrag an Theodor Fischer. Es war seine Entscheidung. Kein Wettbewerb, sondern ein Direktauftrag an Theodor Fischer. Es gibt einen schönen Bericht von der Eröffnung des Kunstgebäudes am 29. März 1913 im König-Wilhelm-Saal, wie er heißt. Das ist der polygonale Saal mit der Kuppel darüber, über dem oben der goldene Hirsch ist. Die Hofgesellschaft betritt den Saal. Dann heißt es weiter im Text: »Der König schritt sofort auf Baumeister Professor Theodor Fischer zu, den er zur glücklichen

Vollendung des Baus beglückwünschte, wobei Seine Majestät unter anderem auf eine Bemerkung Professor Fischers, der vorgeschprochen hatte, dass der Bau doch vielfache Anfechtungen erfahren habe, scherzend erwiderte in dem Sinn, dass ihn diese Kritik nie beirrt und bekümmert habe.« Er steht also dem Architekten sehr nah, er geht auf Fischer zu, nachdem er ihn quasi entlassen hat, oder nachdem Fischer gegangen ist, aber er hat dann wieder ein gutes Verhältnis zu ihm. An anderer Stelle sagt er auch, dass er jetzt schon zum dritten Mal ein Gebäude von Theodor Fischer eröffnen würde. Aber ich habe nicht rausbekommen, welche Gebäude das sind. Es könnte sein, dass er noch beim Gustav-Siegle-Haus dabei war.

Edith Neumann:

Der König ist ja auch gereist. Er ist beispielsweise auch gezielt nach München gefahren.

Klaus Jan Philipp:

Er kannte den Architekten Fischer, wie er auch andere Architekten durchaus kannte. Er war mit den Künstlern auch in anderen Fällen ja doch durchaus nahe.

Edith Neumann:

Diese waren auch bei den Herren-Abenden hier im Haus eingeladen. Also Kontakt bestand in jedem Fall.

Klaus Jan Philipp:

Von daher ist eine gewisse Nähe da. Auch, dass man über gewisse Probleme Bescheid weiß und auch weiß, was in anderen Städten passiert, dass man da offen und auf dem Laufenden war. Das Kunstgebäude war ursprünglich ein bisschen anders, etwas dekorativer als es das heute ist. Es wurde von Paul Bonatz umgebaut, nachdem es im Krieg sehr stark zerstört wurde. Aber die Form des Baukörpers ist geblieben, wie sie Theodor Fischer geplant hatte. Man muss sich nur vorstellen, dass an der Stelle des Neubaus, also der eingeschossigen Halle, die jetzt im hinteren Bereich ist, eine große eingefasste Gartenanlage war.

Edith Neumann:

Das war natürlich noch repräsentativer.

Klaus Jan Philipp:

Auch die Restaurants, die dort waren, waren die besten in Stuttgart gewesen, also das war schon etwas anderes. Diese Kargheit, die das Haus heute ausstrahlt, im Inneren jedenfalls, aber auch im Äußeren muss man sich doch ein Stückchen opulenter vorstellen, aber auch eben nicht historistisch, also nicht zurück in die Geschichte, sondern das war tatsächlich die moderne Architektur, die wir in dieser Zeit um 1913 haben. Das kann man auch bei der Markthalle sehen. Im Inneren Sichtbeton, der zwar angemalt war, aber es ist der nackte Beton, den wir in der Deckenkonstruktion sehen. Außen sieht die Halle aus wie ein nettes Fachwerkhäuschen mit Lüftlmalerei, bei der die Modernität des Gebäudes im Inneren gar nicht zum Ausdruck kommt. Das spielt mit dem, was da links und rechts stand, und da standen eben Fachwerkhäuser und traditionelle, mittelalterliche und Renaissance-Bauten.

Edith Neumann:

Sie musste natürlich einbezogen werden in diese Umgebung, eindeutig mehr als die anderen Großbauten.

Klaus Jan Philipp:

In der Situation muss man sich klar machen, was sozusagen auf was reagiert oder was gegenüber von der Oper und vom Theater war. Da stehen ja sehr repräsentative Bauten, die Landesbibliothek, damals Königliche Bibliothek, ein Prachtbau im neobarocken Stil. So ähnlich wie das Allianzgebäude. Dahinter war das Gerichtsgebäude, auch eine historistische Architektur, die gewisse Repräsentanz hatte. Dann natürlich auch der erste Bau der Staatsgalerie.

Edith Neumann:

Also der Begriff Kulturmeile galt auch damals schon.

Klaus Jan Philipp:

Das gab es natürlich da schon. Wenn man sich die Neckarstraße vergegenwärtigt, wie sie zur Zeit von König Wilhelm II. aussah, war das tatsächlich die Prachtstraße gewesen. Nicht so breit wie heute, aber alle wichtigen Gebäude waren da.

Edith Neumann:

Samt der Reithalle.

Klaus Jan Philipp:

Samt der Reithalle, die noch lange nach dem Krieg stand. Natürlich aber auch die Landesbibliothek und andere Gebäude, die auch nach dem Krieg durchaus noch restaurierbar gewesen wären. Wenn wir heute München zum Beispiel mit Stuttgart vergleichen, dann denkt man München ist wesentlich schöner. Aber wenn man hier nach dem Krieg anderst mit den historischen Bauten umgegangen wäre, dann wäre zumindest die Neckarstraße mit der Ludwigstraße in München durchaus vergleichbar. Das ist ja auch nicht alt, was dort steht. Es sind alles Bauten des 19. Jahrhunderts, und das wäre hier gar nicht so viel anderst. Tolle, riesige Paläste des Adels lagen an der Straße, dann die Großbauten, angefangen mit dem Wilhelmshaus hier, dann das Naturalienkabinett, das Staatsarchiv und die Bibliothek. Das waren alles repräsentative Großbauten; dann natürlich die Königlichen Hoftheater, die auch von der Neckarstraße aus zugänglich waren. Da fuhr sogar die Straßenbahn daran vorbei. Alles war eingebunden in die Stadt. All das, was wir heute hier sehen und weshalb es schwierig ist, diese Achse richtig als Kultur-Achse wahrzunehmen, liegt an dem Ausbau der Straße zu einer Autobahn. Wenn die nicht wäre, würden wir das viel stärker spüren, so wie auch die beiden Stadtteile links und rechts der B14 zusammengehören. Das kommt eines Tages noch. Vielleicht werden wir das noch erleben.

Edith Neumann:

Vielleicht könnten wir jetzt ein bisschen vom Schwerpunkt König wegkommen und der Frage nachgehen, welche Architekten und welche Bauvorhaben für die Stadt sehr wichtig waren. Vielleicht nicht königlich bestimmt, aber doch für die Architektur der Zeit und die moderne Bauweisen in der Stadt oder für die Infrastruktur oder sonstige institutionelle Bauten. Welche Architekten und Persönlichkeiten waren noch wichtig? Den Bahnhof müssen wir natürlich noch erwähnen.

Klaus Jan Philipp:

Genau, der Bahnhof war wichtig. Da ist der Wettbewerb 1913, den Paul Bonatz und Friedrich Eugen Scholer gewinnen mit dem Kennwort: »umbilicus sueviae« auf den Plänen, also der »Nabel Schwabens«; und auch fast so, wie er tatsächlich ausgeführt worden ist. Er war

erst 1927 richtig fertig geworden. Erst 1924 wird der alte Bahnhof vollständig aufgelöst und das Gleisbett frei gemacht, so dass die Neubauten in der Lautenschlagerstraße folgen können. Bis dahin war er noch in Betrieb. Aber der neue Bahnhof ist dann von der Größe her neben der Rotebühlkaserne und der Dragonerkaserne der größte Bau hier.

Edith Neumann:

Und nicht zufällig, sondern durch den Ersten Weltkrieg war der Bahnhofsbau unterbrochen worden. Er wäre sonst früher fertig gewesen.

Klaus Jan Philipp:

Er wäre fertig geworden, wenn der Krieg nicht gewesen wäre. Da braucht es natürlich wesentlich länger wie gedacht, auch nach dem Krieg dauerte es bis alles wieder anläuft und überhaupt wieder gebaut werden konnte. Deshalb verzögerte sich das.

Edith Neumann:

Und es fehlt dann natürlich auch der königliche Einfluss. Nach dem Ersten Weltkrieg gibt es keine Monarchie mehr. Das heißt, da muss sich auch die Struktur ändern, und man muss neu anfangen.

Klaus Jan Philipp:

Ja, das muss man sich mal klar machen, was für ein großer Wandel das war. Klar war, dass der König natürlich auch einiges ermöglichen konnte.

Edith Neumann:

Auf dem kurzen Dienstweg.

Klaus Jan Philipp:

Genau, auf dem kurzen Dienstweg, was dann in einer Demokratie einfach längere Zeit braucht.

Edith Neumann:

Nach dem Ersten Weltkrieg waren ja auch finanzielle Probleme vorhanden.

Klaus Jan Philipp:

Natürlich. Nach der Krieg passiert bis 1919/20 wirklich so gut wie nichts. Dann geht es langsam wieder los. Es wird zuerst das Allernotwendigste gemacht. Also Wohnbauten, das war ganz wichtig. Der alte Bahnhof funktionierte ja noch. Gerade bei der Bahnhofsplä-

nung könnte man Stuttgart und ein bisschen dem König einen Vorwurf machen. Denn diese Vorstellung, dass die Stadt wächst, hat er ja gekannt. Dann aber zu sagen, dieses Wachstum endet da, wo wir den Bahnhof bauen, war nicht von Vorteil. Denn hinter dem Bahnhof kann nicht mehr gebaut werden, weil da die Gleise sind. Der alte Bahnhof und der neue Bahnhof liegen nur knapp 500 Meter auseinander. Man hätte ihn auch weiter weg legen können, beispielsweise viel stärker Richtung Neckar. Bad Cannstatt schied irgendwie aus. Es wäre nicht denkbar gewesen, dass der König nach Bad Cannstatt mit der Droschke fährt oder mit dem Auto.

Edith Neumann:

Genau, der Bahnhof musste schon nah bleiben.



Klaus Jan Philipp:

Der musste nah bleiben. Es wäre tatsächlich für die ganze Stadtentwicklung Stuttgarts, glaube ich, wesentlich besser gewesen, wenn der Bahnhof viel weiter nach draußen gebaut worden wäre. Man hat nicht so viel Platz, und wir brauchen den Platz im Kessel. Das werden wir jetzt sehen, was bei Stuttgart 21 herauskommt. Das ist ja etwas, das wir jetzt nachholen. Die einzige Möglichkeit, dass die Stadt noch wachsen kann, ist auf dem Gleisbett des Bahnhofs. Das sind ganz entscheidende Schritte, und man merkt, was damals entschieden worden ist, schon 1902, im Prinzip das Denken des Königs, hat Auswirkungen bis heute. Man kann keinen Vorwurf daraus machen. Damals ist auf den 500 Metern Stadt in der Breite unheimlich viel neues gebaut worden.

Edith Neumann:

Der neue Bahnhof war ein ganz anderes Gebäude. Er hatte eine ganz andere Anschauung. Er war eindeutig mächtig und beeindruckend modern bis heute. Vielleicht können wir jetzt rückblickend sagen, wenn wir ein Resümee ziehen über die Zeit, in der der König bestimmt hat und auch nicht bestimmt hat, sondern auch andere Bauherren gebaut haben. Wie charakterisiert man Stuttgart in dieser Zeit, verglichen mit anderen Städten bei Themen wie Modernität, Mut, und große und viele Bauvorhaben. Wo steht Stuttgart als Residenzstadt in diesen letzten Jahren?

Klaus Jan Philipp:

Ich glaube, Stuttgart war durchaus auf Augenhöhe mit anderen Residenzstädten. Vielleicht nicht immer mit Berlin, aber bei München würde ich sagen, dass das gar nicht so weit voneinander entfernt war. Das ist für uns heute schwer vorstellbar. Aber ich glaube schon, dass wir mit einigen Bauten relativ nah sind, auch mit den Möglichkeiten, die in Stuttgart gegeben sind, was räumliche Ausdehnung angeht. Aber mit Karlsruhe, was eher konservativer in der Zeit war, oder Darmstadt was die modernen Bauten angeht, kann man durchaus eine gewisse Augenhöhe feststellen. Man muss ja nur an die Königliche Kunstgewerbeschule auf dem Killesberg denken. Das ist eines der modernsten Jugendstilgebäude. Ich glaube, Herr Büttner hat das hier zuletzt schön dargestellt, wie wichtig Bernhard Pankok war, auch für die Entwicklung dieser Architektur. Architekt Ludwig Eisenlohr hat sehr viel in Stuttgart gebaut und auch den Weg in die Klassische Moderne genommen. Er hat zusammen mit Bernhard Pankok den Bau der Kunstgewerbeschule entwickelt. Das war modernes Bauen der Zeit. Da sind wir auf einem Stand ähnlich wie in Darmstadt. Ich finde auch, wenn man an die frühen Bauten von Paul Bonatz denkt, auch Villenbauten, wie zum Beispiel die Villa Kopp, heute die Galerie Valentien: das ist moderner Wohnungsbau. Auch die Siedlung in Ostheim von Karl Hengerer, die ich zu Anfang erwähnt habe, war moderner sozialer Wohnungsbau, was vergleichbar ist mit Kolonien, wie man sie aus dem Ruhrgebiet kennt, etwa die Bergmanns-Kolonien. Da steht Stuttgart auf einer Höhe mit anderen Großstädten

Edith Neumann:

Können wir denn von König Wilhelm II. lernen zum Thema Architektur und Städtebau. Was bleibt?

Klaus Jan Philipp:

Das ist eine gefährliche Frage, weil klar ist, da geht es um das Thema Demokratie und Architektur. Das ist ein Problem, denn ein König, der konnte sagen: »Ich will das so haben!« Natürlich war auch er nicht ganz frei, aber letztlich hat er das letzte Wort gesprochen. Er konnte es aus seiner Privatschatulle dann auch finanzieren. Wer das Geld gibt, entscheidet letztlich. Das ist etwas, dass wir heute nicht mehr so machen können. Wir sehen ja, dass Projekte sich sehr lange Zeit hinziehen, weil es schwierig ist, Entscheidungen zu treffen in einer Demokratie. Demokratie ist anstrengend, man muss ein langes Durchhaltevermögen haben, und es können Wahlen dazwischenkommen, die alles wieder umwerfen. Dann fängt man wieder bei Null an. Das ist nicht so, wenn ein König sagt, wie er etwas haben möchte. Die Schritte, die nach dem Brand des Lusthauses erfolgt sind, haben aber auch zehn Jahre gedauert, bis die neue Oper da stand, das Theater gebaut wurde, und der Bahnhof-



Wettbewerb ausgeschrieben war und begonnen wurde zu bauen. Da gehen in relativ schneller Zeit zehn Jahre dahin.

Edith Neumann:

Das kam einem damals wahrscheinlich auch schon lange vor. An heutigen Maßstäben gemessen war das aber keine lange Zeit.

Klaus Jan Philipp:

Das würden wir heute so nicht realisieren können. In einer Monarchie freilich war es möglich, anders zu planen und zu bauen. Ich will nicht sagen, dass es dadurch immer besser wird. Aber vielleicht, dass man die Stadt als Ganzes sieht. Das Thema, mit dem ich begonnen habe, dass man sagt, man hat das Areal vom Bahnhof bis hier zum Wilhelmspalais im Blick und möchte, dass daraus ein schönes Stadtquartier wird. Ich glaube, solche Überlegungen, so groß zu denken, fehlen uns heute häufig, wir denken da eher kleinteilig.

Edith Neumann:

Groß denken könnten wir ja wieder an der Stelle, wenn wir über die Stadtautobahn nachdenken, hier könnte man wieder ein bisschen größer denken.

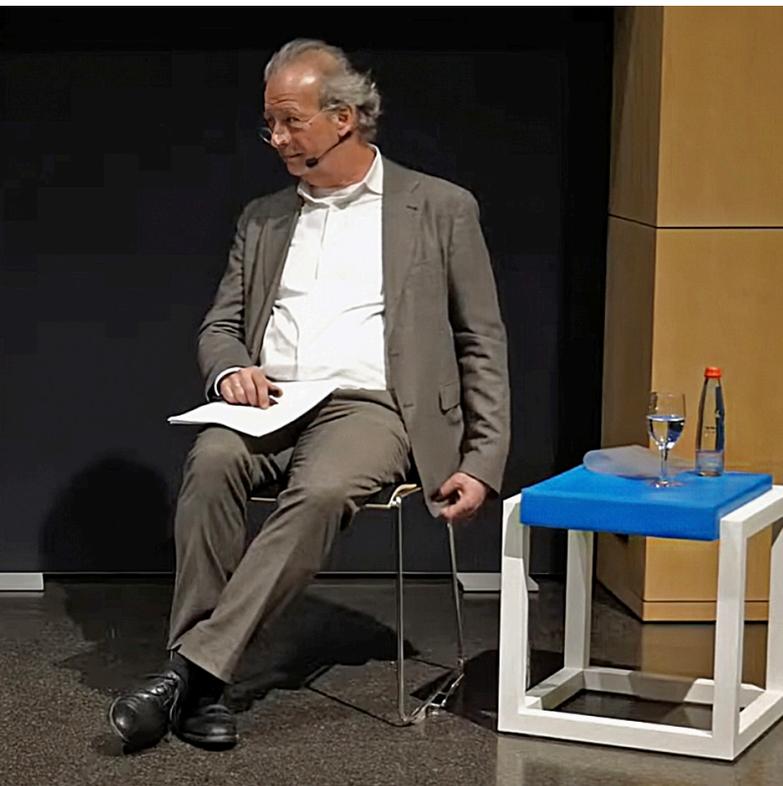
Klaus Jan Philipp:

Das stimmt. Aber die Prozesse brauchen sehr lange. Denken Sie an »Stuttgart 21« oder den ersten Wettbewerb für das Rosensteinquartier. Dieser war 1996, und bis heute ist kein einziger Stein gebaut worden. Das wird auch noch mindestens 15 Jahre dauern, bevor es richtig losgeht. Dann stehen wir 40 Jahre nach dem Wettbewerb. Das sind ganz andere Dimensionen. Ich glaube, da könnte man jetzt streiten, ob eine königliche, von oben bestimmte Stadtplanung nicht manchmal zu besseren Ergebnissen führen kann, weil schneller umgesetzt werden kann, als diese sehr langen Prozesse, die wir haben. Es hat ja niemand Schuld daran, wenn anders gewählt wird, wenn politisch etwas anderes passiert oder eine andere Situation eintritt. Aber das ist vielleicht eine Frage, die man noch weiter diskutieren müsste.

Edith Neumann:

Das wäre überlegenswert. Vielen, vielen Dank, Herr Professor Philipp. Das war wunderbar erhellend. Viele Dinge wurden angesprochen, viele konnten wir auch nicht ansprechen. Ich glaube, wir könnten noch stundenlang weiterdiskutieren. Ich bedanke mich trotzdem sehr herzlich bei Ihnen. Auch bei Ihnen, liebe Zuschauerinnen und Zuschauer, möchte ich mich bedanken. Ich darf Ihnen noch zum Abschluss den Besuch unserer Ausstellung zu König Wilhelm II. hier im Haus empfehlen. In Kooperation mit dem Hauptstaatsarchiv sind es eigentlich zwei Ausstellungsorte. Die Ausstellungen enden am 27. März 2022. Ich verweise auch noch auf unsere nächste Veranstaltung, und zwar eine Podiumsdiskussion mit Direktor Dr. Torben Giese. Am 11. März um 19 Uhr wird Frau Professor Dr. Rombeck-Jaschinski zu Gast sein. Da wird es um das Ende der Monarchie gehen, die Abdankung des Königs und die Frage der Erinnerungskultur um Wilhelm II. Hinweisen möchte ich Sie auch noch gerne auf unseren Ausstellungskatalog. Zur Ausstellung ist einen Begleitband erschienen, den Sie nur bei uns im Hause exklusiv erwerben können. Außerdem gibt es auch zwei Begleithefte zum Diskursjahr zu Wilhelm II. Diese können Sie bei uns im Hause kostenfrei bekommen und sich anschauen und lesen. Ich bedanke mich ganz herzlich bei Ihnen und wünsche einen schönen Abend.

Schauen Sie nächste Woche wieder vorbei.



»König Wilhelm II. zwischen Abschied und Erinnerung«

Ein Gespräch mit Professorin Dr. Ursula Rombeck-Jaschinski



Aufzeichnung des Gesprächs vom 11.3.2022. Link: <https://youtu.be/JcZD2yKo6z4>

Torben Giese:

Einen wunderschönen guten Abend. Schön, dass Sie da sind. Es geht zum letzten Mal um König Wilhelm II. in einem unserer Diskursabende. Wir sind jetzt auch beim letzten aller Themen angelangt, nämlich beim Thema Abschied und Erinnerung. Also, wie eigentlich das Ende von Wilhelm II. ist. Wie wird denn an ihn erinnert? Wie sieht die Erinnerungskultur in den unmittelbaren ersten Monaten und Jahren aus? Ich bin sehr froh, dass es jemanden gibt, der dazu auch wissenschaftlich gearbeitet hat in letzter Zeit. Ich begrüße Frau Professorin Ursula Rombeck-Jaschinski von der Universität Stuttgart. Sie haben 1984 promoviert im Fach Neuere Geschichte bei Professor Peter Hüttenberger, 2003 habilitiert im Fach Neuere und Neueste Geschichte in Düsseldorf und sind seit 2012 Professorin in der Abteilung für Neuere Geschichte an der Universität Stuttgart. Es ist immer schwierig, über seine wichtigste Arbeit zu sprechen, aber würden Sie mir zustimmen, wenn ich sage, dass Ihre Arbeit über das Londoner Schuldenabkommen Ihr zentralstes Werk ist?

Ursula Rombeck-Jaschinski:

Ja, ich würde schon sagen, dass das das zentralste Werk ist.

Torben Giese:

Ich bin sehr froh, dass ich sagen darf, dass Sie einen Aufsatz geschrieben haben. Sie haben nämlich in dem Band von Bernd Braun als Herausgeber »Es lebe die Republik? Der Erste Weltkrieg und das Ende der Monarchien in Deutschland und Europa«, erschienen 2021, also ganz frisch, einen Aufsatz über unseren Diskurs hier in Stuttgart und den Streit darum, wo die Plastik von Hermann-Christian Zimmerle stehen sollte, als Ausgangspunkt

genommen, drei zentrale Fragen in einem Aufsatz zu stellen. Über die möchten wir eigentlich heute reden. Sie haben sozusagen Ihre Arbeit mit König Wilhelm II. ein bisschen dreigeteilt. Man kann sagen, Sie haben versucht, die Person von Wilhelm II. historisch einzuordnen und zu bewerten. Jetzt kann man sagen, das haben wir schon hundert Mal gemacht, das machen wir heute nicht zum hundertersten Mal. Sie haben sich aber vor allem auch mit dem beschäftigt, was so zum Ende führt und wie das Ende aussieht, wie es erinnert wird. Wenn man so will, liegt im Jahr 1914 vielleicht der Anfang vom Ende. Wie hat Wilhelm II. das erlebt? Wie hat er auf den Kriegsausbruch reagiert? Und was bedeutet das für seine Rolle als König?



Ursula Rombeck-Jaschinski:

König Wilhelm II. war im Gegensatz zu seinem Namensvetter, dem Kaiser, jetzt nicht so ein dezidierter Militarist. Nichtsdestotrotz hat er natürlich patriotisch auf den Beginn des Krieges reagiert, so wie viele. Er war ja auch Soldat, und er hat als König seine Truppen, also die württembergischen Regimenter, die natürlich im Reich waren, in den Krieg verabschiedet. Allerdings nicht mit so einem großen Pathos, wie es der Kaiser gemacht hat. Auf so etwas hat er verzichtet, weil er auch da ein etwas reflektierterer Mann war, der sich auch immer bewusst war, dass Krieg auch Tod bedeutet. Das haben wir ja auch gerade aktuell wieder, wo man gar nicht glaubt, dass wir das noch mal jetzt hier so erleben würden. Er war Soldat, aber er wusste auch, dass viele sterben werden. Das galt ganz besonders für die Württemberger, die, wie man früher sagte, den höchsten Blutzoll hatten. Das ist eine schöne, grausliche Formulierung, also proportional haben die Württemberger die meisten toten Soldaten im Ersten Weltkrieg gehabt. Mit dem Beginn des Krieges änderte sich natürlich auch die Rolle, die er hier als König wahrzunehmen hatte.

Torben Giese:

Also wir wissen ja, dass im Ersten Weltkrieg die politische Souveränität immer weiter ausgehöhlt wurde durch die Oberste Heeresleitung. Was bedeutete das für ihn? Er wurde ja schon zum Schluss immer unwichtiger und unsichtbarer. Kann man das so zuspitzen?

Ursula Rombeck-Jaschinski:

Das kann man so sagen. Ich meine, die Rolle hatte sich ja sowieso, nachdem es ein Deutsches Reich gab, sehr verändert. Die Relevanz der Könige und Fürsten hatte sich sehr verändert, aber mit dem Beginn des Krieges wurde die Rolle noch geringer, weil die wenigen Dinge, die man bis dahin noch machen konnte, vor allem Dinge performativer Art, also dass man auftrat, fielen jetzt alle weg. Man kann sagen, dass die Hauptaufgabe des Königs dann zunehmend darin bestand, Lazarette zu besuchen, vielleicht auch Orden zu verleihen und zu trösten. Auch diese Aufgabe wurde natürlich im Laufe des Krieges immer frustrierender.

Torben Giese:

Jetzt war es so, wenn man so will, dass er trotz dieser schwindenden Bedeutung gleich zweimal in den Fokus aufgrund lebensweltlicher Daten geriet. Zum einen feierte er mitten im Jahr 1916 sein 25-jähriges Thronjubiläum. Wie war das damals? Zum Thronjubiläum schreibt doch wahrscheinlich fast jede deutsche Zeitung eine Einordnung. Wie sah diese aus? Deutete sich zum Beispiel an, dass es da vielleicht auch ein Ende der württembergischen Monarchie geben könnte?

Ursula Rombeck-Jaschinski:

Eigentlich noch nicht. Es ist ganz erstaunlich, wie sehr man noch versucht hat, diese Feier in so einem gewohnten Stil zu halten. Also es wurden Schriften verfasst, es wurde gejubelt, er wurde als großer König, als Landesherr, sagen wir mal gelobt, und er hatte ja auch ein großes Ansehen. Also, er war jetzt kein König, der schon von vornherein sehr unbeliebt war. Bis in sozialdemokratische Kreise hinein hat man ihn akzeptiert und geschätzt, da war von dem bald bevorstehenden Ende noch nicht viel zu merken. Das kann man sogar noch toppen, denn im Februar 1918 feierte er seinen 70. Geburtstag, und das ist ja nun wirklich nicht mehr sehr weit vom Kriegsende entfernt.



Da waren die Zeiten auch schon sehr, sehr schwierig – also die Versorgung in den Kriegsjahren.

Torben Giese:

Und der Steckrübenwinter.

Ursula Rombeck-Jaschinski:

Genau. Das war eine Zeit, in der es dem Volk nicht mehr sehr gut ging. Selbst das wurde noch weitestgehend in herkömmlichen Bahnen gefeiert. Es gab das Übliche: Gottesdienste, Glockengeläut, im Rahmen etwas abgespeckt, aber schon noch im Rahmen des Möglichen. Dass wenige Monate später ein fundamentaler Wandel stattfinden würde, das war zu diesem Zeitpunkt noch nicht auf dem Schirm.

Torben Giese:

Man kann sagen, dass das natürlich für das ganze Reich galt. Also, die Revolution war nicht im Februar 1918, aber im wohlbehüteten Württemberg war sie noch viel unwahrscheinlicher und viel undenkbarer. Lassen Sie uns noch einen Schritt zurückgehen, bevor wir auf die Revolution selbst kommen. Sie haben das auch schön in Ihrem Aufsatz angesprochen. Nun ist ja 1916 der Kaiser zum Kurzbesuch in Stuttgart. Jetzt könnte man erwarten, dass vielleicht der König mäßigenden Einfluss ausübt und jetzt mal mit seinem Namensvetter redet und sagt, ob man das Ganze nicht beenden könne. Aber was machen die beiden statt dessen? Sie teilen Elsaß-Lothringen unter sich auf. Das ist jetzt ein bisschen zugespitzt, aber es ist schon anders, als man denkt.

Ursula Rombeck-Jaschinski:

Es hat mich sehr verwundert, als ich diese Quellen gelesen habe. Wenn man so die Literatur liest, bekommt man ein Bild gezeichnet, dass der hiesige Wilhelm eben kein prononcierter Militarist war und, dass er gegen den U-Boot-Krieg gewesen ist. Aber dann hat mich doch verwundert, dass in dieser Situation über die Aufteilung von Territorien gesprochen wird, die dann sowieso nie gewonnen wurden, und eigentlich auch die Kriegslage schon sehr, sehr schwierig war. Dass man da dynastische Gespräche führte, dass Wilhelm II. also auch sagte, er muss da für das Land einen Fuß reinbringen, wenn diese Territorien verteilt werden, hat mich sehr verwundert. Also er hat nicht

mal dem Kaiser ins Gewissen geredet oder wenigstens einmal seinen Standpunkt dargestellt und ein bisschen Kritik geübt. Ob man damit Gehör gefunden hätte und die Rolle, die der Kaiser damals überhaupt noch spielte, das sind jetzt alles Fragen, die man da stellen kann. Aber ich finde einfach, wenn wir uns mit der Person König Wilhelms II. beschäftigen, war das doch etwas Überraschendes für mich, als ich das so in den Quellen gelesen habe. Weil doch die Darstellung Wilhelms immer in einer Richtung so uneingeschränkt positiv ist. Was jetzt nicht heißt, dass man ihn negativ kritisieren muss. Aber in diesem Fall war er dann doch etwas traditioneller, etwas rückwärts orientierter, als das normalerweise rüberkommt. Vor allen Dingen auch in der Wertschätzung, über die man liest und die dann ja auch teilweise bis in heutige Zeiten geht.



Torben Giese:

Man kann ja grundsätzlich sagen, auch wenn man die letzten drei Veranstaltungen hier betrachtet, wir haben über den Kolonialismus geredet, wir haben über die Flottenpolitik geredet, auch über den Nationalismus, dann ist es noch lange nicht so, dass man das Bild des liberalen modernen Herrschers irgendwie aufbauen müsste. Aber es ist dann halt doch nicht immer so, wie wir es uns vielleicht gerne wünschen würden. Ich glaube, das zeigt sich an diesem Tag und in diesem Besuch dann irgendwie auch.

Ursula Rombeck-Jaschinski:

Das ist auch ein Punkt. Das ist überhaupt etwas, das man, wie ich finde, noch einmal ein bisschen historisch kritisch aufarbeiten und, sagen wir mal, differenzieren müsste.

Torben Giese:

Wenn man so will, versuchen wir das mit dem Diskurs. Die Idee des ganzen Diskurses ist sozusagen, uns vielleicht mehr diskursive Elemente, andere Positionen und einen Raum zu verschaffen, ohne dass die eine oder andere Position immer recht hätte. Das gibt es in der Geschichtswissenschaft ohnehin nicht. Kommen wir jetzt zu dem doch unerwarteten Tag, dem 9. November 1918, um den sich dann eine Menge Legenden gebildet haben, die eigentlich auch noch heute manchmal durchscheinen, wenn man darüber spricht. Was ist denn nun wirklich passiert? Oder fangen wir noch einen Schritt vorher an. Im Oktober 1918 ist Prinz Max von Baden Kanzler im Reich, und es gibt einen Systemwechsel. Hatte dieser hier überhaupt schon eine Auswirkung?



Ursula Rombeck-Jaschinski:

Spät. Man hat angefangen, das umzusetzen, was von liberalen und sozialdemokratischen Kreisen schon lange gefordert wurde: nämlich eine Parlamentarisierung, das heißt, eine Umwandlung der Monarchie in eine parlamentarische Monarchie. Das ist lange nicht passiert, und das wäre etwas, worüber man auch später diskutieren könnte. Wer ist dieser liberale Bürgerkönig und wie muss man ihn einordnen? Das passierte dann zu einem Zeitpunkt, wo es schon fast zu spät war. Denn als dieser berühmte so genannte »Sturm« auf das Wilhelmspalais passierte, wurde im Hinterzimmer gerade die erste parlamentarische Regierung in Württemberg vereidigt, die dann nur wenige Stunden, wenn Sie so wollen, Bestand hatte. Es wäre wahrscheinlich zielführender gewesen, wenn man das alles schon einige Jahre früher gemacht hätte.

Torben Giese:

Lassen Sie uns doch darüber gleich sprechen. Warum ist das vorher nicht passiert? Wir wissen, dass Ministerpräsident Karl von Weizsäcker das nicht wollte. Natürlich hätte König Wilhelm II. die Macht gehabt zu sagen, dass es doch eine parlamentarische Monarchie werden soll. Oder hätte er diese Macht nicht gehabt? Wir wissen, es ist immer Spekulation zum Schluss, da sind wir uns einig, und das wissen auch alle hier Anwesenden. Aber es hätte gut zu ihm gepasst und zu dem Bild, das wir von ihm heute haben, wenn er gesagt hätte: »Nein, wir machen eine parlamentarische Monarchie aus Württemberg«.

Ursula Rombeck-Jaschinski:

Ich habe keinerlei Anhaltspunkte dafür gefunden, dass er das jemals wollte, und ich glaube, er wollte das auch nicht. Also ich würde Wilhelm II., sagen wir mal, als einen gemäßigt Konservativen einschätzen, nicht als einen Liberalen im parteipolitischen Sinne. Es hat nie Akzente von ihm gegeben, dass er so eine Entwicklung angestoßen hätte. Das wäre zu liberal gewesen. Er hat sich aber natürlich auch in die aktive Regierungspolitik, die in den letzten Jahren von Weizsäcker gemacht hat, wenig direkt eingemischt. Er war aber immer gut informiert. Es war jetzt auch nicht so, dass er die Parlamentarier hätte machen lassen, was sie wollen. Aber das war nicht etwas, das in ihm war. Wenn wir jetzt von seiner Liberalität sprechen, dann muss man doch die verschiedenen Facetten wie das Kulturelle, das Wirtschaftliche und das Politische etwas differenzieren. Man muss es auch immer in der Zeit sehen. Man darf natürlich nie den Fehler machen, dass wir Begriffe und Erwartungen von heute dann eins zu eins auf ihn übertragen. Aber er war auch nicht jemand, der sehr prononciert in die Zukunft geschaut hat. Man weiß es nicht, es ist reine Spekulation. Theoretisch wäre es möglich gewesen, dass man vielleicht etwas angestoßen hätte, was das Reich politisch im Sinne der Demokratisierung vorangebracht hätte. Aber es ist nicht passiert, und es war auch nicht auf seiner Agenda.

Torben Giese:

Ich glaube, es ist auch sehr einleuchtend, dass Sie noch einmal darauf hinweisen, dass er wahrscheinlich, wenn man ihn gefragt

hätte, ob er eine aktive Rolle in der Politik hat, wahrscheinlich »nein« gesagt hätte. Das trifft auch auf das Ende oder auf die späte Reformierung zur parlamentarischen Monarchie zu. Denn der Rücktritt von Karl von Weizsäcker machte den Weg frei und nicht, dass er ihn darum bittet. Ich glaube, das ist auch ein wichtiger Punkt: In dem Moment, in dem von Weizsäcker zurücktritt, ist es für Wilhelm auch möglich, den Weg zur parlamentarischen Monarchie frei zu machen. Aber so aktiv war er nicht.

Ursula Rombeck-Jaschinski:

Genau. Er war nie jemand, der sich gegen etwas stemmte oder etwas unbedingt verhindern wollte. Das war er nicht. Aber er war jetzt auch nicht jemand, der prononciert solche Dinge vorantrieb.

Torben Giese:

Es hat jetzt doch ein bisschen gedauert bis zum 9. November 1918. Wie viel Revolutionsgeist ist da eigentlich? Man sammelt sich ja in der Kaserne und dann zieht man los. Wie kann man sich das vorstellen?

Ursula Rombeck-Jaschinski:

Gut, der Revolutionsgeist hier in Württemberg war nicht übermäßig stark ausgeprägt. Er war zum Beispiel im Badischen immer weit aus stärker ausgeprägt, wenn man auch ins 19. Jahrhundert schaut. Das ging hier alles in relativ geordneten Bahnen zu, auch wenn Sie die Presse und die Tageszeitungen verfolgen. Selbst in den letzten Tagen war, wenn man von den eindeutig spartakistischen Organen absieht, nichts radikal. Es wurde noch nicht einmal die Absetzung des Königs irgendwo gefordert. Es kam dann von Berlin und war dann nicht zu halten. Dann kommen wir zu diesem so genannten »Sturm« hier auf das Wilhelmspalais, welcher natürlich kein Sturm war. Es war ein Eindringen von Arbeitern, wahrscheinlich von den Daimler-Werken aus Cannstatt, die im Grunde genommen das Ziel hatten, dass hier auf dem Wilhelmspalais die königliche Standarte eingeholt und die rote Fahne gehisst wird. Natürlich gibt es für das Eintreten in Schlösser auch Vorbilder wie den Sturm auf das Winterpalais oder den Sturm auf die Bastille. Das ist hier aber überhaupt nicht vergleichbar gewesen. Das ist alles sehr gesittet zugegangen. Die Leute sind hier reinge-

kommen, haben sich herein gedrängt, und es ist auch nichts beschädigt oder zerschlagen worden. Der König, der ja im Haus war, allerdings in den hinteren Räumen, ist auch in keiner Weise attackiert worden, und nach gewissen Diskussionen ist dann auch die rote Fahne gehisst worden. Der König hatte sich da erst weigern wollen, mit der Argumentation, dass das Wilhelmspalais sozusagen sein Privathaus und nicht das Schloss sei, und deshalb könne man nicht verlangen, dass er seine private Standarte einholt und die rote Fahne aufzieht. Man hat ihn dann natürlich in dieser Situation überzeugt, dass es sicherlich besser wäre, wenn man der Forderung nachkommt. Dann ist das auch gemacht worden und dann war das auch eigentlich gut. Dann haben die Leute sich umgeschaut und sind wieder gegangen. Dieser Sturm ist auch erst zu einem »Sturm« geworden, wenn Sie sich mal die Presse anschauen und was so in den nächsten Tagen in der Zeitung berichtet wurde. Das wurde relativ heruntergespielt und war erst einmal kein großer Akt in den ersten zwei bis drei Tagen in der Berichterstattung. Dass vielleicht der König selbst diese Situation als bedrohlicher empfunden hatte, als sie sich dann entwickelte, ist nachvollziehbar. Man hat natürlich als König oder Fürst diese Bilder von einem Sturm, wie auf das Winterpalais vor Augen, und man wusste nicht was passiert. Wilhelm II. hat dann hier gesessen mit seiner Frau und hatte auch sicher Angst und ist im Laufe des späteren Tages von den neuen Herrschenden selber, also von den Linken auch ganz freundlich nach Bebenhausen gefahren worden, auch unter Geleitschutz. Er selbst hat die Dinge etwas kritischer gesehen, weil er offenbar erwartet hatte, dass hier vielleicht Soldaten oder auch Bürger seien, die so etwas verhindern würden. Das war aber nicht der Fall und das war auch später etwas, wenn man so in die Nachgeschichte kommt, wo sich gerade die Bürgerlichen auch sehr schwer damit getan haben und dann auch eine gewisse Legendenbildung aufgetaucht ist, was dieser so genannte »Sturm« gewesen sei. Es gibt dann auch später Bilder und Zeichnungen, die das Ganze natürlich dramatisieren. Es gab auch einige Leute, die dann selbst erklärt haben, sie hätten dafür gesorgt. Es gibt noch einen besonderen Fall, dass es sich jemand zum Geschäftsmodell entwickelt hat, sich als Beschützer des Königs aufzuspielen, wo es

auch lange Diskussionen gab. Aber wenn man diesen so genannten »Sturm« auf das Wilhelmspalais beurteilt, dann ist eigentlich nicht der eigentliche Sturm, also das Stürmen, sondern eher das, was in der Folgezeit daraus gemacht wurde, eher interessant.

Torben Giese:

Worum geht es in dieser Diskussion? Das ist ja vor allem eine Diskussion der 1920er Jahre, und der Nationalsozialismus bringt diese dann zum Erliegen. Es gibt ja einige Legenden, zum Beispiel, wie auf einmal ein vollkommen unbedeutender Mensch zum Revolutionsführer wird. Dann gibt es die anderen Legenden, wie jemand zum Beschützer des Königs wird, die ganze Menge beruhigt, sich dafür feiert und versucht, Geld damit zu verdienen. Außerdem gibt es wirklich eine Menge Zeitungen, die darüber die eine oder andere Seite schreiben. Worum geht es eigentlich, um die Bürgerlichen oder um die Linken? Also was ist das für ein politischer Diskurs? Und was hat dieser dann zum Schluss mit einer möglichen Wiederbelebung oder Nichtwiederbelebung der Monarchie zu tun?



Ursula Rombeck-Jaschinski:

Im Grunde genommen war das eigentlich für die Bürgerlichen etwas, was ihnen in der Retrospektive mehr als unangenehm gewesen ist, nämlich, dass sie die Revolution geschehen ließen. Es war einfach so, man hat sich in die Zeiten gefügt. Es hat keiner wirklich den König oder die Monarchie verteidigen wollen. Das ist etwas, was eigentlich sehr faszinierend ist. Ich kann empfehlen, die aktuelle Tagespresse der damaligen Zeit zu lesen, also von Tag zu Tag, wie sich das innerhalb weniger Tage so dreht, und dann da auf einmal eine Gleichgültigkeit ist und die Monarchie auf einmal verdunstet.

Als man sich dann in bürgerlichen Kreisen dessen bewusst geworden ist, kam eine Legendenbildung und eine Gegenbewegung zustande. Man hat auch nachher noch gesagt, es sollte doch eine Art konstitutionelle Versammlung, also eine Art Nationalversammlung entscheiden, ob es nun doch wieder die Monarchie gibt oder nicht. Das war natürlich Quatsch, denn durch diese ganzen Entwicklungen, nachdem der Kaiser weg war, war das nirgendwo mehr zu halten. Die bürgerlichen und konservativen Kreise haben sich erstaunlich schnell und erstaunlich emotionslos im Grunde genommen dieser Geschichte erst einmal gefügt und sind erst später, um sich gegen die Linke abzugrenzen, dann wieder politisch aktiv geworden. Aber von einer Wiederauferstehung der Monarchie oder einem Wunsch konnte nicht wirklich die Rede sein, obwohl sich solche Formulierungen dann immer mal lesen in konservativen Blättern. Aber das war nicht glaubwürdig.

Torben Giese:

Was sicherlich auch daran liegt, Ihr Kollege, Professor Wolfram Pyta hat das in unserem Podcast zur Stadtgeschichte Stuttgarts ausgeführt, dass natürlich hier die Rätebewegung auch einen großen bürgerlichen Einschlag hat, also, dass die Bürgerlichen nicht ausgeschlossen sind von der Rätebewegung. Wir wissen, dass Paul Bonatz politisiert wurde, hier im »Rat der geistigen Arbeiter«, wie es hieß. Könnte darin auch ein Grund liegen, dass das eigentlich mit der Revolution, obwohl das Unerwartete geschieht, und der König vertrieben wird, einhergeht? Es war keine Vertreibung im gewaltsamen Sinn, aber er lässt sich vertreiben, oder: er geht. An diesem Tag wird auch ein neues Bündnis geschmiedet zwischen Bürgerlichen und Linken, das dann nicht ewig Bestand hat, aber zumindest für zwei Jahre.

Ursula Rombeck-Jaschinski:

Also zumindest gab es keine ernsthaften Versuche an dieser guten Kooperation für eine gewisse Zeit fundamental etwas zu ändern. Man findet darüber wenig. Das geht eigentlich erst so ab Mitte der 1920er Jahre wieder los, dass man dann anders argumentiert, aber eigentlich gar nicht im Sinne einer Restitution der Monarchie, sondern mehr in Richtung einer nationalen, rechtsradikalen politischen Situation, die sich dann so langsam aufbaut.

Es gab zwar auch hier eine spartakistische Linke, aber die württembergischen Sozialdemokraten waren ja sehr gemäßigt. Personen wie Wilhelm Keil waren ganz vernünftige Leute, so dass es also mit liberalen bürgerlichen Kreisen durchaus für eine gewisse Zeit zumindest eine gute Kooperation gab.



Torben Giese:

Wie weit weg die Monarchie von einer Art Wiederbelebung war, zeigt natürlich auch der Umgang mit Wilhelms II. frühen Tod am 2. Oktober 1921. Wie geht dieser junge neue württembergische Staat damit um? Wie wird an ihn erinnert? Welche Rolle wird ihm noch zugestanden? Es war, glaube ich, gar nicht so einfach für eine junge Demokratie jetzt ihren König zu begraben.

Ursula Rombeck-Jaschinski:

Das war durchaus umstritten. Es war eine Gratwanderung für die Politik, die ja nun aus Liberalen und aus dem Zentrum (Deutsche Zentrumspartei, 1871–1933) bestand, die natürlich auf der einen Seite einen Mann, also einen ehemaligen König, der durchaus geschätzt wurde, der also nicht dieses Negativimage hatte, begraben wollen. Es gab ja so eine gewisse Dankbarkeit und eine gewisse Anhänglichkeit. Auf der anderen Seite brauchte man natürlich auch eine gewisse Distanz zur Monarchie. Das war schon schwierig, wie jetzt der Staat damit umgehen soll. Es gab durchaus Kräfte, und zwar vor allem vom Zentrum, da war auch Eugen Bolz wichtig, die meinten, der Staat solle sich da weitgehend heraushalten. Er muss also nicht unbedingt an der Beerdigung teilnehmen oder auch noch Trauerfeiern veranstalten. Das war also eine hochpolitische Frage, ob man von staatlicher Seite eine Trauerfeier macht. Man hat sich dann beholfen,

dass der Stuttgarter Oberbürgermeister dazu eingeladen hat. Man hat eine Feier gemacht, die aber doch auch wieder mehr einen religiösen Charakter hatte. Man hat sehr vorsichtig agiert. Die Frage war auch, was mit der Beflagung gemacht wird, also ob die Fahnen auf Halbmast gesenkt werden. Macht das der neue republikanische Staat überhaupt? Der König ist tot, setzen wir jetzt die Fahnen auf Halbmast? Auch eine schwierige Frage. Man hat sich dann daran aufgehängt und beschlossen, es am Tag der Beerdigung zu machen. Dann war auch noch die Frage im Raum, ob Beamte, die an der Beerdigung teilnehmen möchten, frei bekommen. Diese wurden dann freigestellt. Aber es war eine spannungsreiche Diskussion, vor allen Dingen erstaunlicherweise von Seiten des Zentrums; von den Linksradikalen sowieso. Da gab es doch große Vorbehalte, dass man dem König noch diese staatliche Ehre erwies. Letztendlich hat dann eine Abordnung der Staatsregierung an der Beerdigung und am Trauerzug teilgenommen. Es hat mit dem Oberhofmarschall Alfred Schenk Graf von Stauffenberg eine Auseinandersetzung gegeben, weil die Regierung natürlich verlangte, dass, wenn sie schon an diesem Trauerzug teilnimmt, auch eine würdige Platzierung haben möchte. Da hat, meine ich, Eugen Bolz gefordert: »Dann wollen wir nicht als Schwanz hinten am Trauerzug mitlaufen und zuerst kommt der Adel und das Militär, wie das bei aristokratischen Feiern so üblich ist, und dann erst wir.« Graf von Stauffenberg hat dann eingewandt, dass sie keine Reservierung machen, weil das eine rein private Trauerfeier sei, zu der ja jeder kommen kann, der will. Es gab da also offenbar auch gewisse Friktionen. Aber letztendlich hat sich dieser Staat hier, ich würde mal sagen, nobel verhalten. Aber man hat das persönlich begründet, weil Wilhelm II. es als Person verdient hatte und auch seine Frau und seine Tochter. Deswegen hat sich der Staat dazu bekannt, aber mit einer gewissen Vorsicht, dass es nicht heißt, dass er indirekt die Monarchie unterstütze. Wobei es etwas gedauert hat. In einem Zeitungsartikel, der mir gerade einfällt, wurde von linker Seite zum Beispiel sehr kritisiert, dass hier in Württemberg immer noch alles auf dem alten Papier verfasst wird. 1921 war der Schriftverkehr noch nicht umgestellt, es werden immer noch die alten Stempel verwendet, und es waren immer noch alte Hoheitszeichen

da. Es hat schon so eine gewisse Zeit gebraucht, bis man das wirklich alles umgestellt hat. Auf der anderen Seite war natürlich dieser Tod auch so etwas wie eine Katharsis für das Bürgertum, würde ich mal sagen, das auch ein bisschen ein schlechtes Gewissen hatte, wie schnell es sich von der Monarchie verabschiedet hatte. Da hat man das, glaube ich, nochmals genutzt, um ihm so die letzte Ehre zu erweisen. Er war am 2. Oktober 1921 gestorben, das war ja zeitlich noch relativ nah. Wenn man das zum Beispiel vergleicht mit dem badischen Großherzog Friedrich II., der einige Jahre später gestorben ist, da gab es viel weniger Aufmerksamkeit.

Torben Giese:

Da war das schon Geschichte.

Ursula Rombeck-Jaschinski:

Da war das schon ganz weit weg. Das war nochmal so eine letzte Identifikation mit dem alten Wilhelm und auch mit der Dynastie, die ja in gewisser Weise damit zu Ende gegangen ist.

Torben Giese:

Begraben wurde er ja in Ludwigsburg. Können Sie uns darüber auch ein bisschen etwas erzählen?

Ursula Rombeck-Jaschinski:

Er wollte an der Seite seiner ersten Frau Marie beerdigt werden, mit der er nur fünf oder sechs Jahre verheiratet war, weil sie im Kindbett verstorben ist. Aus dieser Ehe gab es einen Sohn namens Ulrich, der sehr früh, also ungefähr ein halbes Jahr nach der Geburt verstorben war. Er hat verfügt, dass er an der Seite seiner ersten Frau und seines verstorbenen Sohnes in Ludwigsburg begraben werden will. Er hatte ein bisschen ein gebrochenes Verhältnis zu Stuttgart. Da wird auch immer viel darauf rekurriert, auch in der Erinnerungsliteratur. Ihn haben die letzten Tag hier, und sagen wir mal die Ängste, bis er dann hier raus war, irgendwie sehr frustriert, und er war nachhaltig verstimmt. Er hatte offenbar mehr erwartet, so ein bisschen mehr Unterstützung von den Soldaten oder vielleicht auch von seinen Beamten, was ja alles nicht der Fall war. Er hat sich dann von diesem Haus am 9. November verabschiedet und ist fortan nicht mehr in Stuttgart gewesen. Er hat sich

überhaupt sehr zurückgezogen. Er war dann viel in der Schweiz und in Bebenhausen. Er war, das sieht man auch hier in der schönen Ausstellung, ein begeisterter Jäger und Pferdefreund. Er hat sich dann diesen Dingen, diesen aristokratischen Hobbys gewidmet.

Torben Giese:

An diesem Tag in Ludwigsburg, das kann man sich, glaube ich vorstellen, waren Menschenmassen, die sich verabschiedeten. Das war nicht nur der Adel.



Ursula Rombeck-Jaschinski:

Durchaus. Er war sehr beliebt, das muss man sagen.

Torben Giese:

Da könnte man ja erwarten, dass eine Diskussion darüber entsteht, zurückzukehren zur Monarchie und, dass man doch auf dem falschen Weg ist. Das könnte man glauben, bei den Menschenmassen, die ja wirklich da waren. Wir kennen die Bilder. Das findet aber eigentlich nicht statt. War die Monarchie da schon Geschichte?

Ursula Rombeck-Jaschinski:

Also das wurde befürchtet von linker Seite. In sozialdemokratisch-spartakistischen kommunistischen Publikationsorganen wurde darüber diskutiert, ob es eventuell jetzt noch einmal einen Schub für die Monarchie geben könnte, weil viele Leute eine gewisse Anhänglichkeit gezeigt haben, weil sie ihm die letzte Ehre erweisen wollten. Es waren viele einfache Leute da, sogar Arbeiter standen am Rand der Straßen, vielleicht auch ein bisschen aus Neugierde, wenn so ein toller Zug vorbeikommt. Aber die Monarchie als solche oder eine Diskussion um eine Wiederbelebung

der Monarchie, hat einfach nicht mehr stattgefunden. Es gab zwar sehr konservative und rechtskonservative Kreise, meistens auch ältere Leute, die dann so ein bisschen schwadroniert haben, aber das war mehr Folklore. Eine wirklich Ernst zu nehmende politische Diskussion hat es nicht mehr gegeben.



Torben Giese:

Was auch sicherlich ein bisschen daran lag, auch wenn es wahrscheinlich ein kleiner Grund war, dass mit Wilhelm II. die protestantische Linie ausstirbt.

Ursula Rombeck-Jaschinski:

Ich finde das einen ganz wichtigen Punkt. Es gibt diesen berühmten Brief von Viktor von Weizsäcker an seinen Vater Karl am Tag der Beerdigung. Da schrieb er seinem Vater sinngemäß: »Das wird ja heute ein schwerer Gang für dich, den König so zu beerdigen, ihr habt ja lange zusammengearbeitet.« Aber dann schrieb er auch: »Aber wenn man so sieht, wie das Ganze zusammen implodiert ist (...)«, das würde ich sagen, dieser Begriff steht da nicht drin, aber so etwas meinte er, »(...) dann muss man wohl sagen, dass es doch wohl zurecht auch an ein Ende gekommen ist.« Dann steht da noch der Satz: »(...) und er war ein Letzter, und ein Letzter wird er auch bleiben.« Das bezieht sich genau auf diesen Punkt, dass der König keinen direkten Nachfolger hatte. Ulrich war der einzige Sohn, der als Baby schon gestorben ist. Die Ehe mit seiner zweiten Frau blieb kinderlos und hat damit natürlich ihren eigentlichen Zweck verfehlt. Dadurch kam eine Seitenlinie auf den Thron, den sie aber nicht mehr bekommen hat, aber das war eine katholische Seitenlinie. Das waren die, die auch mit Habsburger Prinzessinnen verheiratet waren, also urkatholisch orientiert,

eher Richtung Oberschwaben oder Vorderösterreich. Das war etwas, womit viele, sagen wir mal, auch Untertanen sehr gefremdet haben. Es hat sogar 1909 Versuche gegeben, das kann man nachlesen in der Presse, ob es nicht eventuell eine Möglichkeit gäbe, über die weibliche Linie, nämlich über die Tochter Pauline, die ja zwei Söhne hatte und mit dem Fürsten zu Wied verheiratet war, irgendwie diese Enkel auf den Thron zu bringen. Diese ganze Diskussion hat sich dann, natürlich sowieso obsolet, auch erledigt. Aber Sie sehen, dass es da einen Bruch gab. Man muss sagen, dass diese Anhänglichkeit und die Wertschätzung des Königs vor allen Dingen etwas war, das sich hier auf dem klassischen urwürttembergischen Raum bezog in Stuttgart und Umgebung. Das ganze Oberschwaben und die Gebiete, die durch Napoleon hinzugekommen sind, haben sich damit ohnehin schwer getan. Also diese Anbindung an das Haus Württemberg bezog sich auf die protestantische Linie, und die war nun zu Ende. Da kommt dann wirklich ein ganz starker Bruch. Es ist ganz erstaunlich, wenn Sie mal so verfolgen, wo Herzog Albrecht von Württemberg sozialisiert war und wo er gewirkt hat. Ihn finden Sie in den Gebieten, die vorher nicht viel Relevanz hatten, nämlich in Oberschwaben. Er lebte zuletzt auch in Altshausen, und er hatte Schloss Friedrichshafen ganz stark darauf ausgerichtet. Aber hier fand das eigentlich gar nicht mehr statt, soweit es überhaupt noch stattfindet. Das Haus Württemberg hat sich dadurch auch sehr verändert. Für viele alte Urwürttemberger war es damit auch zu Ende. Man hat auch diese Anhänglichkeit, die vor allen Dingen ältere Menschen hatten, verloren. Diese bezog sich dann mehr auf Königin Charlotte in Bebenhausen. Ihr huldigte man, da hat man so eine gewisse Anhänglichkeit gehabt, ihr schrieb man Karten zum Geburtstag oder zu Weihnachten und weniger nach Altshausen zu diesen neuen katholischen Nachfolgern und Württembergern. Übrigens war Wilhelm II. gar nicht glücklich über Eheschließungen, bei denen immer wieder Habsburger Prinzessinnen geheiratet wurden. Das war in protestantischen Kreisen natürlich ein No-Go. Das war dann natürlich nicht mehr so relevant, aber wenn man die Spuren weiter verfolgt, muss man sagen, dass mit seinem Tod wirklich ein Ende war, eine Zäsur.

Torben Giese:

Wenn man das so hört, kommt mir sofort wieder Hans-Frieder Willmann ins Gedächtnis. Er war derjenige, der 1991 mit viel Engagement dafür gesorgt hat, dass das Geld zusammenkommt, um die Bronzeplastik von Hermann-Christian Zimmerle hier vor das Palais zu stellen. Es war ja eine komplizierte Geschichte bis der Standort zustande kam. Aber er sagte einen Satz, nämlich, dass die Stuttgarter mit diesem Tag endlich das Unrecht wiedergutmachen, das König Wilhelm II. geschehen ist. Wenn man hört, was Sie heute ausführen: Wie kann man das sagen? Ist das gar nicht so falsch? Oder geht er damit vielleicht den Legenden der frühen 1920er nochmal so spät auf den Leim? Wie würden Sie das einschätzen? Es ist doch interessant, dass man das 1991 tatsächlich noch sagt.



Ursula Rombeck-Jaschinski:

Ich kann das sogar noch toppen. Ich habe mal einen Vortrag in Münsingen gehalten, auch über das Ende der Monarchie. Da war ein sehr alter Herr, der sich nachher meldete und eine Eloge auf die Württemberger hielt und darüber, dass Wilhelm II. ein so toller König gewesen ist. Ich war ganz verblüfft, aber es war jemand von der wirklich älteren Generation, der dann noch solche Gefühle hatte, wie sie jetzt auch hier mit dieser Diskussion um das Denkmal entstanden sind. Ich glaube, dass das vor allen Dingen durch die mediale Aufbereitung dieses so genannten »Sturms« auf das Wilhelmpalais entstanden ist. Die Leute haben immer wieder in der Zeitung gelesen »Wir haben unseren König schmählich im Stich gelassen, wir haben ihn nicht vor Landfremden geschützt.« Das war natürlich Quatsch, aber das wurde so gesagt. Ich glaube, dass ist so ein bisschen dieses schlechte Gewissen, ver-

bunden mit einer Sehnsucht nach einer vermeintlich guten alten Zeit, die ja nie so gut war, wie man sich das dann immer so erträumte. Das ist auch etwas, wo Geschichte gemacht worden ist. Die Diskussion ging ja teilweise bis in die dreißiger Jahre, wobei Sie dann recht haben, dass das bei den Nazis dann keine Rolle mehr spielen sollte. Aber gerade auch Ende der 1920er und in den frühen dreißiger Jahren gab es ganze Publikationen, die man sich so gegenseitig um die Ohren haute und wo dann auch Rekonstruktionen waren. Also das hat, glaube ich, eine nachhaltige Wirkung gehabt und vielleicht bei vielen auch wirklich ein gewisses schlechtes Gewissen erzeugt. Anders kann ich es mir nicht erklären. Natürlich spielt auch die Reaktion des Königs selbst eine Rolle. Er hat zwar immer wieder betont, dass er nicht verbittert sei und vollkommen zufrieden wäre, aber dann liest man doch, dass er diese Stadt nicht mehr betrete und auch nicht da begraben sein möchte. Zudem, dass der Trauerzug auch nicht Stuttgarter Gebiet berühren soll. Das macht natürlich was mit einem. Da fühlt man sich dann vielleicht schon so ein bisschen schuldig; ältere Generationen vor allem. Bei der Jüngeren würde ich das jetzt nicht mehr vermuten.

Torben Giese:

Das habe ich auch gelesen, nicht alles so wie Sie, aber große Teile. Ich glaube schon, dass Wilhelm II. der Stadt ganz bewusst ein schlechtes Gewissen macht und aus seiner Sicht auch sicherlich zu Recht. Er hätte sich das anders gewünscht, aber es kam nicht so. Wenn man so will, ist diese Bronzeplastik, die vor allem von Stuttgarter Bürgern gestiftet wurde, ein Stück Wiedergutmachung. Was ich sehr interessant finde, ich glaube, man kann darüber nachdenken. Nun ist ja 1933 auch für den Umgang und das Andenken an deutsche Monarchien nicht nur in Württemberg ein noch viel größerer Einschnitt, denn die Nationalsozialisten haben das mit aller Härte bekämpft. Also die Monarchie war ja sozusagen im Führerstaat *Persona non grata*, und der König war auch eine *Persona non grata*.

Ursula Rombeck-Jaschinski:

Wir erinnern an die Irrungen und Wirrungen der Hohenzollern.

Torben Giese:

So ist es. Nach 1945 ist die Monarchie auch moralisch am Ende und wird nicht wieder aufgeköcht. Nun ist es so, da ist Württemberg nicht alleine und Stuttgart nicht alleine, dass es in den Siebzigern eine Renaissance gibt. Zum Beispiel über Ludwig II. in Bayern oder Wilhelm II. in Württemberg. Da kann man natürlich nur spekulieren, aber warum und wie kommt das wieder? Woher kommt das? Vor allem, da – das ist jetzt eine scharfe These – das von 1933 bis 1968 doch gar nicht mehr Thema ist.

Ursula Rombeck-Jaschinski:

Das hängt vermutlich mit gewissen gesellschaftlichen Verunsicherungen zusammen. Auch in den immer weiter werdenden Räumen, wo die Menschen leben und darin auch denken, dass man sich vielleicht auch so ein bisschen auf eine etwas kleinere, engere landsmannschaftliche Historie mit einer positiven Identifikationsfigur rückbesinnt, die man ja gar nicht persönlich gekannt hat, aber über die man vielleicht aus Erzählungen oder aus Lektüren so viel Positives, Menschliches gehört hat. Da spielt auch eine gewisse Faszination eine Rolle. Auch für Ludwig II., ich meine wer pilgert nicht alles nach Neuschwanstein und fragt sich, was da für Legenden sind? Das ist ja auch so eine komische Art von Anhänglichkeit, die meines Erachtens etwas mit Identitätsfindung und Identitätsstiftung zu tun hat. Ich weiß nicht, wie Sie das sehen.

Torben Giese:

Ich kann mich nur anschließen. Ich habe dazu eine These formuliert, Sie dürfen mir gerne auch heftig widersprechen. Meine These ist, dass das eine Gegenreaktion auf 1968 ist, auf den Aufstand der jungen Menschen, die sagen: »Ihr könnt eure Geschichte nicht vergessen, das geht so nicht, ihr müsst euch damit beschäftigen!« Und diese ältere Generation geht damals nicht hin und beschäftigt sich jetzt mit allem, was sie hatte, also mit den dreißiger Jahren und auch nicht mit den komplizierten 1920er Jahren, sondern mit der Zeit, in der vermeintlich noch alles gut war. Dann landen wir bei den Königen in den Altstädten und damit auch im Denkmalschutz. Letzterer passt vielleicht auch ganz gut in diese Geschichten. Das ist natürlich eine These, das ist nicht erforscht. Aber es ist vielleicht eine Erklärung für diese Renaissance des Kaiserreiches und der Monarchien, die in ganz Deutschland zu beobachten ist.

Ursula Rombeck-Jaschinski:

Die Zeiten der 1920er und 30er Jahre waren natürlich unerquicklich. In den zwanziger Jahren gab es heftige Auseinandersetzungen, keine Sicherheit und politische Extreme. In den 1930er und 40er Jahren gab es den Krieg.



Es gibt immer Zeiten, in denen man sagt, man müsse in größeren Räumen denken. Man entflieht dann diesen Zeiten, wo man dann natürlich als damals ältere Generation von der Jüngeren noch immer sehr angegriffen worden ist. Vielleicht ist das auch manchmal mit einer gewissen Arroganz der Jugend verbunden, denn man muss die Zeiten erst einmal durchleben. Und wer ist schon immer ein Held? Aber der Mensch sucht sich dann etwas, wo er eine gewisse Sicherheit und etwas hat, an das er sich halten und anbinden kann. Denken Sie an Europa und die immer größer werdende Globalisierung. Da hat man diese engeren Räume, die dann auch verbunden sind mit Personen, die wiederkommen und die man auch sehr schätzt.

Torben Giese:

Auf jeden Fall auch ein guter Gedanke mit Globalisierung und Europäisierung. Wenn die Identitätsräume immer größer werden, kann das Konkrete eines Königs vielleicht dabei helfen, Identität zu stiften. Und das auch im positiven Sinne. Vielen Dank. Das Gespräch war hoch aufschlussreich und interessant. Ich glaube, es war auch ein würdiger Abschluss unseres Diskurses, der wahrscheinlich niemals zu Ende sein wird. Und es ist auch gut, wenn

wir immer wieder erinnern, wenn wir immer wieder diskutieren, wenn sich immer wieder auch neue Forschende mit der Person von König Wilhelm II. beschäftigen. Ich kann nur allen empfehlen in die Ausstellung zu gehen. Das ist, glaube ich, immer eine Inspiration. Sie ist noch bis zum 27. März 2022 geöffnet, und ich kann auch jetzt schon sagen, dass danach die Bronzeplastik von Zimmerle wieder einen neuen Ort finden wird. Aktuell ist sie in der Ausstellung und danach wird sie nicht einfach vors Palais zurückkehren können, weil es eine große Baustelle gibt. Das haben Sie sicherlich zum Teil auch schon mitbekommen. Also unser Diskurs geht noch ein bisschen weiter.

Ursula Rombeck-Jaschinski:

Ich hatte eben das Vergnügen, gezeigt zu bekommen, wo sie hin soll. Ich kann nur sagen, dass sie einen sehr würdigen und schönen Platz bekommt. Ich habe den Diskurs auch verfolgt und denke, dass man da nicht groß weiter konfrontativ diskutieren muss. Aber vielleicht ist das ja auch anders, und Diskussionen können manchmal sehr fruchtbar sein.

Torben Giese:

Wenn man so will, hätte es ohne die Diskussion und ohne diese Kontroverse diese Ausstellung und diesen Diskurs nie gegeben. Ich glaube, dass dieser Diskurs das Bild von Wilhelm II. in jedem Fall bereichert hat, und auch den heutigen Abend. Also vielen Dank fürs Zuhören und auf weitere Diskursjahre rund um König Wilhelm II. von Württemberg.

Ursula Rombeck-Jaschinski:

Herzlichen Dank für die Einladung. Es hat mir große Freude bereitet.





YouTube-Kanal des StadtPalais: <https://www.youtube.com/playlist?list=PLtdxbTqgyIlaFV9CQogf9tUDL8iagPM2U>



- 1  **Eröffnungsvortrag des Diskursjahres „Erinnerungsperspektiven auf König Wilhelm II. von Württemberg“**
 StadtPalais – Museum für Stuttgart • 897 Aufrufe • vor 3 Jahren
- 2  **Digitaler Diskussionsabend "150 Jahre Reichsgründung – Erinnern zwischen Müssen, Wollen und Sollen"**
 StadtPalais – Museum für Stuttgart • 8655 Aufrufe • vor 3 Jahren
- 3  **Vortrag zu Wilhelm II. König von Württemberg**
 StadtPalais – Museum für Stuttgart • 1130 Aufrufe • vor 3 Jahren
- 4  **Digitales Geburtstagsdinner für König Wilhelm II. von Württemberg**
 StadtPalais – Museum für Stuttgart • 1498 Aufrufe • vor 3 Jahren
- 5  **Digitaler Workshop // Wo steht die Erinnerung an König Wilhelm II. von Württemberg heute?**
 StadtPalais – Museum für Stuttgart • 468 Aufrufe • vor 3 Jahren gestreamt
- 6  **Die Entstehung des Denkmals für König Wilhelm II. von Württemberg // Diskursjahr Wilhelm II.**
 StadtPalais – Museum für Stuttgart • 251 Aufrufe • vor 2 Jahren
- 7  **Wo steht die Erinnerung an König Wilhelm II. von Württemberg heute?**
 StadtPalais – Museum für Stuttgart • 345 Aufrufe • vor 2 Jahren gestreamt
- 8  **Das Königreich Württemberg und die Regentschaft König Wilhelms I. (reg. 1816 – 1864)**
 StadtPalais – Museum für Stuttgart • 3182 Aufrufe • vor 2 Jahren gestreamt
- 9  **Die Entstehung des Königreiches Württembergs**
 StadtPalais – Museum für Stuttgart • 2543 Aufrufe • vor 2 Jahren
- 10  **Das Königreich Württemberg im neuen Europa // Diskursjahr**
 StadtPalais – Museum für Stuttgart • 1055 Aufrufe • vor 2 Jahren gestreamt
- 11  **Das Königreich Württemberg // Diskursjahr**
 StadtPalais – Museum für Stuttgart • 335 Aufrufe • vor 2 Jahren gestreamt

- 12  **Die Stuttgarter Avantgarde, die Kunstakademie und König Wilhelm II. // Wilhelm II.**
StadtPalais – Museum für Stuttgart • 363 Aufrufe • vor 2 Jahren
- 13  **König Wilhelm II. als Freund und Förderer // Wilhelm II.**
StadtPalais – Museum für Stuttgart • 514 Aufrufe • vor 2 Jahren
- 14  **Vortrag und Podiumsgespräch: König Wilhelm II. von Württemberg und der Deutsche Flottenverein**
StadtPalais – Museum für Stuttgart • 293 Aufrufe • vor 2 Jahren
- 15  **Geburtstagsfeier für König Wilhelm II. von Württemberg // Wilhelm II.**
StadtPalais – Museum für Stuttgart • 383 Aufrufe • vor 2 Jahren
- 16  **Podiumsgespräch „König Wilhelm II. und der Kolonialismus – eine erste Spurensuche“ // Wilhelm II.**
StadtPalais – Museum für Stuttgart • 326 Aufrufe • vor 2 Jahren
- 17  **König Wilhelm II. als Erbauer einer modernen Residenzstadt // Wilhelm II.**
StadtPalais – Museum für Stuttgart • 450 Aufrufe • vor 2 Jahren
- 18  **König Wilhelm II. von Württemberg zwischen Novemberrevolution, Tod und Erinnerung // Wilhelm II.**
StadtPalais – Museum für Stuttgart • 562 Aufrufe • vor 2 Jahren
- 19  **Gespräch mit Hannelore Jouly // So kam das Denkmal an König Wilhelm II. vor die Stadtbibliothek**
StadtPalais – Museum für Stuttgart • 274 Aufrufe • vor 3 Jahren
- 20  **Gespräch // Wie kam das Denkmal an König Wilhelm II. von Württemberg vor das Wilhelmspalais?**
StadtPalais – Museum für Stuttgart • 333 Aufrufe • vor 3 Jahren
- 21  **Podiumsdiskussion // Statue Wilhelm II.**
StadtPalais – Museum für Stuttgart • 454 Aufrufe • vor 3 Jahren
- 22  **Das Königreich Württemberg und die Regentschaft König Karls (reg. 1864 – 1891)**
StadtPalais – Museum für Stuttgart • 2399 Aufrufe • vor 2 Jahren gestreamt
- 23  **Adel verpflichtet - Das königliche Zeremoniell am Hof #wilhelmII**
StadtPalais – Museum für Stuttgart • 1263 Aufrufe • vor 1 Monat
- 24  **Staatstheater // Royale Orte**
StadtPalais – Museum für Stuttgart • 703 Aufrufe • vor 2 Jahren
- 25  **Jagdhütte Bebenhausen // Royale Orte**
StadtPalais – Museum für Stuttgart • 1463 Aufrufe • vor 2 Jahren
- 26  **Prinzenbau // Royale Orte**
StadtPalais – Museum für Stuttgart • 604 Aufrufe • vor 2 Jahren
- 27  **Schloss Friedrichshafen // Royale Orte**
StadtPalais – Museum für Stuttgart • 11.091 Aufrufe • vor 2 Jahren

König Wilhelm II. von Württemberg
mit seinen Spitzhunden
Bronzeplastik von
Hermann-Christian Zimmerle,
1991



Impressum:

Projektleitung:
Dr. Torben Giese

Herausgeberin, Redaktion und Lektorat:
Dr. Edith Neumann

Gestaltung:
Michael Kimmerle

Druck:
viaprinto

Bildnachweis:
Cover: Archiv des Hauses Württemberg, Schloss Althausen /
Volker Naumann, Schönaich
StadtPalais – Museum für Stuttgart, S. 76

Stndt**Palais**
StadtPalais
Museum für Stuttgart

STUTTGART | 

Freundeskreis
StadtPalais Museum
für Stuttgart

© 2024
StadtPalais – Museum für Stuttgart
Konrad-Adenauer-Straße 2
70173 Stuttgart
www.stadtpalais-stuttgart.de

Di – So 10 bis 18 Uhr

